Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Heinrich von Plauen und seine Neffen, Ritter des deutschen Ordens Der wahren Geschichte getreu bearbeitet ; In zwey Theilen

Bd.: 1

1793

Coburg, Landesbibliothek -- D III 12/27
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941503-3

2951.

12

Landesbibliothek
Coburg

Von Christiane Benedikte Naubertin.

S 176.

27

Coburger
Landes-
Bücherei

Heinrich von Plauen

und

seine Neffen,

Ritter des deutschen Ordens.

Der wahren Geschichte getreu bearbeitet.

In zwey Theilen

Erster Theil.

Coburger Landes-Bücherei

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1793.

Landesbibliothek
Coburg

Heinrich von Plauen
und
seine Neffen.

Der Herr von Plauen, Heinrich der Vierte, hatte zwei Söhne, gleiches Namens mit ihm. Beide gaben von ihrem frühesten Alter an Spuren seltener Fähigkeiten, die dem Herrn von Plauen zu großen Hoffnungen von ihnen berechtigten. Er gab sich Mühe, ihre natürlichen guten Anlagen, theils selbst zu vervollkommnen, theils auch dieses Geschäft geschickten Lehrern zu übertragen. Zu seiner Freude wuchsen seine Söhne heran, doch beunruhigte ihn öfters die Besorgnis, daß der Ehrgeiz, das Streben nach Größe, wozu beide schon in den frühesten Jahren den Keim verriethen, ihnen im reifern Alter nachtheilig werden mögte.

Durch die Theilung, welche Heinrichs Urahnherr, Heinrich der Reiche, mit seinem Lande vorgenommen hatte, war jetzt das Voigtland unter vier Herren zerstückelt, die in Plauen, Weyda, Gera und Greitz ihren Sitz hatten. Unter diesen vier Linien war die plauensche die mächtigste, dennoch fürchtete Herr Heinrich nicht ohne Grund, daß seine Besitzungen für die Wünsche zweier ehrgeizigen Jünglinge zu klein seyn mögten. Diese Furcht hielt ihn ab, sein Land unter sie zu theilen, wozu ihn Anfangs seine gleich starke Liebe für bei-

de hoffnungsvolle Knaben aufgerufen hatte. Er beschlos also, es auf den ältern zu vererben, und dem jüngern eine Laufbahn zu zeigen, wo er sich ebenfalls Ruhm und Ansehen erwerben könnte.

Der deutsche Orden der Marianer hatte um diese Zeit seine höchste Größe erreicht, und eröffnete tapfern Männern die schöne Aussicht, Macht und Ansehn, die ihnen Geburt oder Verhältnis versagten, mit dem Ordensschwerdte sich zu erringen. Ein unbegüterter Edler, oder ein jüngerer Sohn eines mächtigen Hauses konnte sich zu einen Fürsten empor schwingen, den Könige ehrten und fürchteten, wenn er das Ordenskreuz annahm, und Klugheit, Tapferkeit und Glück zu seinem Vortheile sich verbanden. Heinrich von Plauen gedachte daher seinen jüngern Sohn auf eine Bahn zu führen, wo auf den ersten Schritten Ruhm, am Ziele hohes irdisches Glück zu finden war.

Der Herr von Plauen und seine Gehülfen in der Erziehung seines Sohnes waren zwar weit entfernt, dem Knaben sogleich in der Ferne die hochmeisterliche Würde zu zeigen, damit sie, indem sie seinen Ehrgeiz reizten, ihn dahin bringen möchten, daß er selbst das wünschte, was ihre Absicht mit ihm war, doch glaubten sie, zur Erreichung derselben, der Aufregung dieses Ehrgeizes ohne Nachtheil sich bedienen zu dürfen. Oft sagten sie deshalb dem Knaben, daß es ihm durch Tapferkeit und Wohlverhalten gelingen würde, zu einem Gebietiger des deutschen Ordens sich empor zu schwin-

gen, wo dann sein Wirkungskreis, wie seine Macht, größer seyn würde, als wenn er sich mit seinem Bruder in das väterliche Erbe theilte. Diese Vorspiegelungen machten auf den jungen Heinrich so tiefen Eindruck, daß es sein sehnlichster Wunsch wurde, ein Kreuzherr in Preußen zu werden.

Mit kluger Sorgfalt wurde Heinrich von seinem Vater, wie von seinen Lehrern, für den Stand gebildet, zu welchem er bestimmt war. Um ein würdiger deutscher Ritter zu werden, war es nicht genug, ein tapferer Mann zu seyn, die Mitglieder dieses Ordens musten sich auch durch Frömmigkeit, Selbstverleugnung und pünktlichen Gehorsam gegen ihre Obern auszeichnen. An den letztern suchte der Herr von Plauen seinen Sohn zu gewöhnen, und die erstern zur Folge seiner sorgfältigen Erziehung zu machen.

Durch Folgsamkeit und durch Empfänglichkeit für ihre Lehren, erwarb sich Heinrich die Liebe seines Vaters und seiner Lehrer. Der letztern waren zwei. Ein Lehnsträger des Herrn von Plauen, ein Rittersmann von anerkannter Tapferkeit und sein Burgpfaffe. Jener unterrichtete Heinrichen in den Waffen und im Kriegsgebrauch, dieser ertheilte ihm Unterricht in den Wissenschaften, und gab ihm gute Lehren über Frömmigkeit und Enthaltsamkeit, die bekanntlich ein geistlicher Ritter, sowol wie ein Klostergeistlicher, geloben muste.

In der Frömmigkeit leuchtete Heinrichen auch seine Mutter mit ihrem Beispiele vor; sie aber

konnte ihm nicht lange zu einem Vorbilde dienen, weil sie der Tod von ihren Kindern hinweg riß, da unser Heinrich noch in den Jahren des Knabenalters stand. Jetzt war er zum Jünglinge heran gereift: und noch immer kannte er keinen andern Wunsch, als ein Mitglied des deutschen Ordens zu werden und Theil an dem Ruhme zu nehmen, den sich die Ritter desselben in ihren rastlosen Kriegen mit den Polen und heidnischen Litthauern erwarben.

Oft schon hatte er seinem Vater um Vergunst gebeten, von ihm scheiden und die Reise nach Preußen beginnen zu dürfen; immer aber hielt Herr Heinrich seinen Sohn zurück, weil er zwar nicht an seinem Muthe, wohl aber mit Recht zweifelte, ob er schon hinlängliche Kräfte besitzen würde, die Beschwerden eines fast ununterbrochenen Kampfes, die das Loos eines deutschen Ritters waren, zu ertragen. Ungeduldig bat unser Heinrich seinem Vater, die Erfüllung seiner Sehnsucht nicht länger zu verhindern, und berief sich dabei auf das Zeugnis seines Waffenlehrers: daß unter allen seinen Spielgesellen kein einziger wäre, den er nicht leicht und gewis vom Rosse herab stechen könnte. Der Herr von Plauen war hievon selbst mehrmals Zeuge gewesen, denn zur Uebung seiner Söhne stellte er bisweilen zu Plauen Schimpfspiele an, in welchen sich immer Heinrich den Beifall manches berühmten Ritters erwarb.

Als Heinrich sein achtzehntes Jahr überlebt hatte, konnte er es im Lanzenrennen, wie im Schwerdtkampfe, mit jedem reifen Manne kühnlich aufnehmen, und nun glaubte ihn sein Vater stark genug, im Ordensheere Dienste zu thun. Heinrich erhielt endlich jetzt von ihm die so längst erwünschte Erlaubnis; seine Freude über dieselbe wurde aber ein wenig durch den Reiseplan vermindert, den ihm sein Vater machte. Er sollte nicht den geraden Weg nach Preußen nehmen, sondern erst nach Oesterreich und dann, im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Oesterreich, nach Polen gehen.

Es war dem Herrn von Plauen bekannt, daß Herzog Wilhelm bald nach Polen ziehen würde, mit seiner Verlobten, der Prinzeßin Hedwig, sich zu vermählen und den erledigten Thron dieses Reiches zu besteigen. Siegmund von Herberstein, einer der vornehmsten Räthe des Herzogs, war ein Freund des Herrn von Plauen, dem er seinen Sohn empfehlen wollte.

Unser Heinrich war noch wenig von seiner väterlichen Burg gekommen, und sein Vater glaubte es ihm nützlich, sich vor dem Eintritte in den deutschen Orden wenigstens einigermaßen mit der Welt bekannt zu machen. Aus dieser Ursache blieb er unbeweglich bei Heinrichs Bitten, ihn sogleich nach Preußen ziehen zu lassen, und Heinrich muste sich über diesen Verzug mit dem Gedanken trösten, daß er auch im Krakauschen einige der würdigsten und

berühmtesten Ritter des Ordens würde kennen lernen.

Mit dem Segen seines Vaters und den besten Wünschen seines Bruders reiste Heinrich von Plauen ab, begleitet von Wernern, einem alten Diener, der ihm von den Jahren seiner Kindheit bis hieher immer viel Liebe und Sorgfalt bewiesen hatte, weshalb ihn der Herr von Plauen seinem Sohne zum Gefährten gab.

Heinrich nahm seinen Weg zuerst nach Katzenellenbogen, seine Schwester Irmengard, die an den Grafen dieses Landes vermählt war, vor seiner Abreise aus Deutschland noch einmal zu sehen. Die Gräfin und ihr Gemahl empfiengen ihn mit offenen Armen, und forderten ihn auf, recht lange bei ihnen zu verweilen; getrieben von der Sehnsucht: bald in den deutschen Orden zu treten; riß sich aber Heinrich schon von ihnen los, ehe noch seine Schwester mit den Fragen nach dem Befinden ihres Vaters, wie ihres ältern Bruders und seiner Gemahlin mit ihren beiden kleinen Söhnen, zu Ende war.

Die Gräfin von Katzenellenbogen sahe stündlich ihrer zweiten Niederkunft entgegen, und bat ihren Bruder, bei ihr zu bleiben, damit er ihr Kind aus der Taufe heben könnte, doch bei aller Liebe Heinrichs für seine Schwester, wartete er nicht, bis sie ihres Kindes genas, sondern eilte nach Oesterreich, aus Furcht: die Abreise des Herzogs Wilhelm zu versäumen. Ohne Nachtheil hätte er

sich noch einige Tage in Katzenellenbogen verweilen können, denn bei seiner Ankunft in Wien fand er den Herzog noch mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise beschäftigt.

Der Ritter Siegmund von Herberstein nahm den Sohn seines Freundes wohl auf, gab sich auch die Mühe, seiner Ungeduld die Zeit, bis zur Abreise, zu verkürzen; allein Heinrich fand für die noch längere Verzögerung der Erfüllung seines Wunsches in der Menge der Bekanntschaften, die er, zum Theil durch Herrn Siegmunds Vermittelung, machte, und in den Zerstreuungen des Hofes, wenig Schadloshaltung.

Auch die Gunst des Herzogs, die er sich durch seine einnehmende Bildung und durch die Empfehlung des vielgeltenden Siegmunds gewann, hatte keinen großen Werth für ihn, denn er suchte nicht Fürstengunst, sondern Ruhm im bekreuzten Mantel des deutschen Ordens.

Zu Heinrichs Freude wurde Herzog Wilhelm nach etlichen Tagen zur Abreise fertig. Ein starker reisiger Zeug und viele Lastthiere, mit Gelde beladen, begleiteten ihn; unserm Heinrich gieng aber der Zug zu langsam, ob ihn gleich Herzog Wilhelm mit möglichster Eil machte, weil ihn allerdings an der Beschleunigung desselben noch mehr liegen muste, als dem ungeduldigen jungen Freunde Siegmunds von Herberstein.

Da Heinrichen auf dem Wege nichts Merkwürdiges begegnete, wollen wir uns bei seiner Rei-

se nach Polen nicht verweilen, sondern dafür, zum Besten der Leser, die der Geschichte wenig kundig sind, in der Kürze etwas zur Erläuterung der Lage des Ordens in Preußen und der nächstgelegenen Länder hieher setzen, woraus sich zugleich die Ursachen der Reise des Herzogs von Oesterreich nach Polen, und des Aufenthalts einiger deutschen Ritter zu Krakau, ergeben werden.

Bekanntlich hatten schon einige Könige von Polen die Absicht gehabt, Preußen zu unterjochen, ehe Herrmann von Salza, dieser berühmte Meister des Ordens der Mariane zu Jerusalem, durch die Vermittelung der Päbste und des Kaisers Friedrichs des Zweiten, die Ausführung der nämlichen Absicht glücklich begann.

Die Nachfolger Herrmanns von Salza breiteten ihre Siege immer weiter aus, und machten hierdurch Polens Neid rege. Vorzüglich führten beide Staaten wegen Pommerellen lange blutige Kriege, die endlich ein Friede zum Vortheile des Ordens endigte, aber die Quelle des Neides der Polen wider denselben nicht verstopfte.

Nach dem Ende der Kriege mit Polen beschäftigte den Orden die Fehden mit den Litthauern, die, mit abwechselnden friedlichen Zwischenpunkten, bis zu der Zeit fortgedauert hatten, wo unser Heinrich in der Absicht, ein Mitglied des deutschen Ordens zu werden, im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Oesterreich nach Polen zog.

Der piastische Stamm, welcher Polen seit der Mitte des neunten Jahrhunderts, Könige gegeben hatte, war mit Kasimir den Dritten ausgestorben. Ludwig der Große, König von Ungarn, der Sohn der Schwester des verstorbenen Königs, folgte ihm auf dem Throne, starb aber zwölf Jahr nachher, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Nun traten verschiedene Werber um die polnische Krone auf, und das Land wurde von den Parteien beunruhigt, die hiedurch entstanden.

König Ludwig hatte die Absicht gehabt, seine Länder auf seine beiden Töchter, Maria und Hedwig, zu vererben, und hierzu vor seinem Tode die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Maria war mit Siegmunden, dem Kuhrfürsten von Brandenburg, welcher späterhin Kaiser wurde, vermählt, Hedwig mit dem Herzog Wilhelm von Oesterreich verlobt. Diese sollte Polen, jene Ungarn zu ihrem Erbtheile erhalten. Alle Ungarn erklärten Marien für ihre künftige Königin, die Polen wollten Hedwig auch für die ihrige erkennen, aber ihren Verlobten, den Herzog von Oesterreich nicht annehmen.

Vergebens hatte sich Ludwig bemüht, den Entschlus der Polen umzuändern; ihre Hartnäckigkeit lies ihm keine andere Wahl übrig, als entweder Hedwigs Verbindung wieder zu trennen, oder sie des Reiches zu berauben, das er ihr bestimmt hatte. Lange wankte er in seinem Entschlusse, weil ihn väterliche Liebe für das Glück der geliebtesten

seiner Töchter zärtlich besorgt machte, und der Drang der Umstände Erschütterung desselben auf irgend eine Art nothwendig zu machen schien.

Wilhelm von Oesterreich und die Prinzeßin Hedwig liebten sich so zärtlich, wie gewis wenige fürstliche Verlobte, weil bei ihnen gewöhnlich blos Staatsvortheil oder Uebereinkunft das Band zu knüpfen pflegen, das nur Liebe schlingen sollte.

Herzog Wilhelm, der von der Geschmeidigkeit seiner Sitten den Namen der Hofmann erhielt, doch nicht die Aehnlichkeit mit dem Kameleon besas, die den mehresten Menschen dieser Art eigen ist, hatte einen großen Theil seiner Jünglingsjahre an Ludwigs Hofe zugebracht, und die liebliche Hedwig vom Kinde zur Jungfrau aufblühen sehen. Liebe keimte in seiner Brust und der Keim derselben wuchs, mit den Vollkommenheiten des schönen Fräuleins, in gleichem Grade. Auch in dem jungfräulichen Busen des Fräuleins entzündete sich schon Liebe für den gefallenden Herzog Wilhelm, da ihr noch kaum der Name dieser Empfindung bekannt war.

Dem Könige und seiner Gemahlin Elisabeth entgieng es nicht, was sich mit ihrer Tochter und dem Herzoge von Oesterreich begab, und beide freueten sich ihrer Bemerkung, da sich Wilhelm schon längst ihren Beifall erworben hatte. Vertraut mit den Wünschen des jungen Paares, verlobte Ludwig seine Tochter dem Herzoge von Oesterreich,

als dieser seinen Hof verlies, um sich wieder heim in sein Land zu begeben.

Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten brachte bald nachher in Hedwigs Busen den Wunsch hervor: bis zur Zeit ihrer Vermählung, bei ihm in Wien zu leben, und König Ludwig war gegen den Aufruf des Herzens seiner Tochter nachsichtig genug, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie gieng nach Wien, wo sie sich noch befand, als die Widersetzlichkeit der Polen ihren Vater beunruhigte.

Unverzüglich sendete jetzt Ludwig einen seiner Diener an den Herzog, ihn und seine Verlobte von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, und über den besten Entschlus, den man in derselben nehmen könnte, sich zu berathen. Wilhelm und Hedwig wusten bereits die neuesten Ereignisse in Polen; durch den Bericht, den ihnen Ludwigs Abgesandter davon machte, wurden sie noch näher damit bekannt, und überzeugten sich bald, daß ihnen keine Hoffnung übrig bliebe, ihre Liebe bekrönt zu sehen, wenn sie nicht der Herrschaft über Polen entsagten.

Heißer zärtlicher Liebe wird kein Opfer zu schwer, Wilhelm und Hedwig bewiesen, was Stärke der Leidenschaft vermag. Stumm blickten sie sich einige Zeit an, aber ihre gegenseitigen Blicke sprachen laut und verständlich. Jetzt sanken sie einander in die Armen; ihre Herzen flossen über.

Ich bleibe Dein, wenn ich auch Polen verliere — sprach Hedwig, und der glühende Kuß, den

sie auf Wilhelms Lippen drückte, zeugte von der Festigkeit ihres Entschlusses.

Mit ihr zugleich rief Wilhelm: Du giltst mir mehr als Polen, und kein Gedanke an die verlorne Krone wird mich jemahls aus der Seligkeit aufstören, die ich an Deinem Busen finde.

Ludwig, der diesen Entschlus des zärtlichen Paares voraus sah, hatte seinen Abgesandten Auftrag gegeben, ihnen alles zu sagen, was ihnen ihr Verstand, überstimmt von der mächtigen Liebe, vielleicht verschweigen möchte. Er folgte dem Befehle seines Herrn, doch unerschüttert stand Wilhelms und Hedwigs Entschluß.

Nun machte Ludwig den Polen den Vorschlag: Siegmunden, den andern seiner Schwiegersöhne, zu ihrem Könige anzunehmen, und die Polen zeigten sich dem Wunsche ihres Königs geneigt, worauf Siegmund selbst nach Polen gieng, um sich huldigen zu lassen. Hier befand er sich noch, als sein Schwiegervater von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde.

Auf die Nachricht von der Gefahr, in welcher sein Leben war, welche die Aerzte dem Könige von Ungarn, auf sein Dringen, mit gezuckten Achseln gaben, sendete er einen Eilboten nach Oesterreich, seine liebe Hedwig zu sich zu berufen, weil er sie vor seinem Abscheiden noch einmal zu sprechen verlangte. Hedwig kam; zurückgehalten von Staatsgeschäften hatte sie aber Herzog Wilhelm nicht begleiten können.

Bald nach Hedwigs Ankunft zu Tyrnau, wo Ludwig erkrankt war, gab er in den Armen seiner Gemahlin und seiner Töchter den Geist auf. Den Tag nachher bestieg Maria den ungarischen Thron; die Bemühungen ihres Gemahls, auch den polnischen sich zu gewinnen, waren aber jetzt minder glücklich wie Anfangs. Der Adel in Groß-polen verweigerte ihm die Huldigung, auch begannen jetzt die übrigen polnischen Großen ihm Bedingungen vorzulegen, die er nicht eingehen wollte.

Die Polen versprachen zwar, die Töchter ihres verstorbenen Königs nicht zu verlassen, verlangten aber, daß der Gemahl derjenigen, die ihre Königin werden wollte, sich mit ihr beständig bei ihnen aufhalten sollte. Dies war wider Siegmunds Absicht, weshalb er Polen verlies, doch nicht ohne Hoffnung: daß einige unter den polnischen Großen, deren Freundschaft er gewonnen hatte, in seiner Abwesenheit für sein Bestes arbeiten, und seine Absicht auf den polnischen Thron durchsetzen würden.

Unterdessen war es dem Herzog Ziemovit von Masovien gelungen, sich in Polen einen starken Anhang zu machen, der ihm, einem Seitensprößlinge des piastischen Stammes, die Krone zu verschaffen suchte. Auch Wilhelm von Oesterreich hatte noch einige Freunde im Lande, die sich bemühten, andere Edle ihm günstig zu machen, doch war ihre Zahl nur klein; und bald that sich eine

vierte Partei hervor, welche Litthauen mit Polen zu vereinigen wünschte, und in kurzer Zeit das Uebergewicht über die andern erhielt.

In Litthauen herrschten damahls viele kleine Fürsten, die unter sich verwandt, und von welchen Jagello und Vitold die Mächtigsten waren. Vitold hatte vorher, als sein Vater noch lebte, in der Gesellschaft desselben, einige Einfälle in die Ordenslande gethan, hiervon aber den Nachtheil gehabt, daß der Orden dem Herzog Jagello beistand, da Vitold und sein Vater ihn bekriegten und, wegen der schon erhaltenen Vortheile, sich zum völligen Siege über denselben Hoffnung machten. Durch diese Verbindung wurde Jagello seinen Gegnern überlegen, und überdies erlaubte er sich auch tadelnswerther Mittel, sich des Sieges über sie gewisser zu versichern.

Unter dem Vorwande, friedlich mit ihnen zu unterhandeln, lies er beide Fürsten in sein Lager locken, wo er die Treulosigkeit beging, sie verhaften und auf ein festes Schlos bringen zu lassen. Kinstud, Vitolds Vater, wurde in seinen Kerker ermordet, Vitold selbst aber milder behandelt, als er es sich in den ersten Augenblicken seiner Verhaftung versprochen hatte.

Jagello wuste, daß Vitold die Kriege seines Vaters mit ihm ungern gesehen und jenen oft aufgefordert hatte, die Ruhe in Litthauen fest zu gründen, damit das Land seine vereinigten Kräfte wi-

der den deutschen Orden wenden könnte. Diese Handlungsweise Vitolds erregte in der Brust seines harten Gegners Mitleid, das jedoch nicht thätig genug wurde, seine Freiheit zu bewirken. Vitold, voll Sehnsucht nach derselben, sann deshalb auf andere Mittel sie wieder zu erhalten, vergebens suchte er aber seine Wächter zu bestechen, und wahrscheinlich würde er noch lange im Kerker haben seufzen müssen, wenn ihn nicht seine Gemahlin mit eigner Gefahr befreiet hätte. Owka, Vitolds Gemahlin, erhielt auf ihre dringenden Bitten von Jagello Erlaubnis, ihren verhafteten Gatten zu besuchen. Sie sprach mit ihm über die Mittel zu seiner Befreiung, und Vitold klagte ihr, daß er ohne Erfolg versucht hätte, sich die Hülfe seiner Wächter zur Flucht durch Geschenke und Versprechungen zu erkaufen. Owka befand sich ohne Zeugen in dem Kerker ihres Gemahls und voll Eifer, ihn zu retten, forderte sie ihn auf, seine Kleider mit den ihrigen zu vertauschen, und auf diese Weise sich in Freiheit zu setzen.

Vitold liebte seine Gemahlin nicht minder zärtlich wie sie ihn, auch mußte der Beweis, den sie ihm jetzt von ihrer Liebe gab, allerdings die seinige noch mehr anflammen. So wie Owka nur der Gefahr ihres Gatten die Augen öffnete: so sahe er nur die ihrige, weshalb ihn keine Bitten bewegen konnten, von ihrem Erbieten Gebrauch zu machen. Dennoch zweifelte Owka nicht, daß ihr der Plan gelingen würde, über dessen Erfindung

sich ihre zärtliche Liebe unaussprechlich gefreuet hatte. Sie wiederholte die Besuche bei ihrem Gemahle, den sie rastlos mit Bitten bestürmte, das einzige mögliche Mittel zu seiner Befreiung nicht unbenutzt zu lassen.

Mir — sprach sie unter andern — mir ist es unmöglich an der Spitze eines Heeres Dich zu befreien; Du aber, mein Vitold, kannst auf diese Weise Dein Weib zurückfordern, wenn Jagello niedrig genung denken sollte, sie an Deiner Statt in der Haft behalten zu wollen. Thäte er dies, so würde mich der Gedanke: Dir die Freiheit wiedergegeben zu haben; auch die schmählichste Haft willig und gern ertragen lassen, und für mein Leben fürchte ich nichts, bis Du kömmst und mich lösest. Der Verbündete unsers Gegners, der Landmeister von Liefland, ist zwar unser Feind, aber ein wackerer Mann, der sich meiner gewis annehmen würde, wenn Jagello wider mein Leben etwas unternehmen wollte.

Sehnsucht nach der Freiheit, verbunden mit den Bitten und den Vorstellungen seiner Gemahlin besiegten endlich Vitolds Besorgnisse für dieselbe. Er zog ihre Kleider an, entkam darin glücklich aus dem Kerker und durch die Thore der Veste zu seinen Getreuen.

Jetzt bereuete er, daß er entflohen war. Zu schwach, etwas wider Jagello und das mit ihm verbundene Heer der Kreuzherren zu unternehmen, lebten in ihm die Besorgnisse wieder auf, die ihn

vorher wegen seiner Gemahlin beunruhigt hatten. Nur in der Hoffnung: daß Jagello, wenigstens ihr Leben unangefochten lassen würde; konnte er jezt Trost finden, der ihn aber freilich wenig beruhigte, weshalb er nach Masovien zu dem Herzoge Ziemovit eilte, diesen um Unterstützung zu bitten. Seine Gemahlin, die wirklich durch die Fürsprache des Landmeisters von Liefland ihre Freiheit wieder erhalten hatte, folgte ihm bald nach, und Vitold und Ziemovit sannen nun gemeinschaftlich auf Plane zur Verbesserung ihrer Lage. Ziemovit schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, König von Polen zu werden, und Vitold sann auf Mittel, dem Eroberer Jagello sein Land wieder zu entreißen.

So viel, um unsere Leser mit zwei Fürsten bekannt zu machen, deren Namen Sie im Verfolg dieser Geschichte noch oft finden werden. Jezt kehren wir zurück nach Polen, wo Jagello sich ebenfalls eine Partei zu machen suchte, durch deren Hülfe er sich auf den königlichen Thron von Polen zu schwingen hoffte. Nach Vitolds Flucht glaubte er sich im ungestörten Besitze von Litthauen, und schmeichelte sich auch Herr von Preußen zu werden, wenn es ihm gelungen wäre, sich auf den polnischen Thron empor zu schwingen.

Im Jahr 1384 wurde von den mehresten der polnischen Großen beschlossen, die Prinzeßin Hedwig zu bitten, daß sie nach Polen kommen mögte,

Die Anhänger Ziemovits und Siegmunds stimmten freilich diesem Beschlusse ungern bei, sahen sich aber dazu genöthigt, weil die mehresten ihn faßten.

Auch bei denen, welche die Prinzeßin mit gutem Willen zu sich rufen wollten, waren die Absichten und Wünsche hierbei nicht gleich. Die mehresten thaten es, daß Hedwig zwar ihre Königin werden, aber den zum Gemahl annehmen sollte, den sie ihr selbst bestimmen würden. Die wenigen Großen vom Anhange des Herzogs von Oesterreich schmeichelten sich, daß es der leutseligen Hedwig gelingen würde, die übrigen Edeln ihrem Verlobten geneigt zu machen. In dieser Hoffnung stimmten sie dem Beschlusse: die Prinzeßin nach Polen einzuladen; gern bei, obgleich die Einladung mit der Bedingung gemacht werden sollte, daß sie bei ihrer Vermählung die Wünsche der Nation als Richtschnur betrachten mögte.

Ohne Verzug wurden nun Abgeordnete nach Ungarn gesendet, wo Hedwig noch bei ihrer Mutter und ihrer Schwester lebte. Bei ihnen war sie geblieben, weil sie jetzt einmahl von ihren Geliebten getrennt seyn muste. Herzog Wilhelm stand seinem Bruder Leopold treulich in dem Kriege bei, den er mit den Herren einiger italienischen Staaten führte, die sich wider ihn verbunden hatten, und Wilhelm wurde von der Liebe für Hedwig nicht zurückgehalten, die Ritter und Lanzenknechte selbst anzuführen, mit denen er seinem bedrängten Bruder zu Hülfe kam.

Der Antrag der Gesandschaft aus Polen war der Prinzeßin Hedwig so unerwartet, als den Wünschen ihres Herzens entgegen. Die Abgesandten hatten sich an ihre Mutter, die Königin Elisabeth gewendet, die ihre Tochter mit dem Gegenstande ihrer Sendung bekannt machte.

Von Hedwig, die aus Liebe schon einmahl der königlichen Krone entsagt hatte, war es zu vermuthen, daß sie auf die Einladung der Polen eine verneinende Antwort geben würde, die Frau Elisabeth auch wirklich erhielt. Sie bat aber ihre Tochter sich eines Bessern zu bedenken und bemühte sich, in ihr die Hoffnung zu beleben: daß sie die Polen für ihren Geliebten würde gewinnen können, wenn sie mitten unter ihnen lebte, und ihre Liebe Achtung zu erwerben wüste.

Anfangs machten diese Vorstellungen ihrer Mutter wenig Eindruck auf die Prinzeßin, bei öfterer Wiederholung fanden sie aber einigen Eingang; vorzüglich weil einer von den Abgesandten, ein Freund des Herzogs von Oesterreich, der verwittweten Königin beistimmte.

Durch ihre gemeinschaftlichen Ueberredungen wurde Hedwig zu dem Entschlusse bewogen: die Einladung der Polen anzunehmen, doch wollte sie es nicht ohne Vorwissen ihres Verlobten thun. Durch einen Eilboten sendete sie ihm ein Schreiben, welches, neben der Nachricht von dem Anbringen der polnischen Gesandtschaft, die Versiche-

rung enthielt, daß sie den polnischen Thron nur an seiner Seite besteigen würde.

„Ihr wisset, mein Geliebter — schrieb sie unter andern — „wie wenig Werth der Glanz ei„ner Krone für mich hat; wisset, daß mir Eure „Liebe für dem Verlust der polnischen reichlicher „Ersatz ist, aber es ist Pflicht unser rechtmäßiges „Eigenthum uns zu erhalten, und deshalb will „ich, mit Eurer Bewilligung, nach Polen gehen, „da man mich mit der Hoffnung tröstet, die wi„derspenstigen Großen Euch geneigt machen zu „können. Ihr seid zu vollkommen überzeugt, daß „Eure Liebe das gröste Glück Eurer Hedwig ist, „als daß Ihr fürchten könntet: der Glanz des „polnischen Thrones mögte mich blenden, und ich „über demselben Eurer vergessen. Ich will also „hin nach Polen, und versuchen ob ich die Ueber„zeugung: daß Herzog Wilhelm der beste Fürst „des ganzen deutschen Landes ist; die jahrelange „Erfahrung in mir zur Reife brachte, auch in „Polen allgemein machen kann. Ich weis wohl, „daß Ihr Eure Hedwig um ihrer selbstwillen liebt, „glaube aber doch, daß es Euch nicht unangenehm „seyn würde, mit meiner Hand auch Polen zu er„halten, und hoffe deshalb um so gewisser Eure „Beistimmung zu meinen Vorhaben. Gelingt es „mir, wie ich hoffe, die Polen zu überzeugen, „daß sie unter der Herrschaft Wilhelms von Oester„reich glücklich seyn würden: so werde ich Euch bit„ten, mir nach zu folgen; sollten sie aber der

„Wahrheit ihre Ohren verstopfen: so fliehe ich aus „Polen nach Oesterreich, in den Armen meines Wil„helms durch die Liebe glücklich zu werden.„

Der Herzog von Oesterreich gab dem Entschlusse seiner Geliebten sehr gern seine Beistimmung, denn ob er gleich an ihr nicht ihr Erbe liebte, so fühlte er doch, daß es gut wäre, durch ihre Hand König von Polen zu werden.

Als Hedwig abreiste, erhielt sie von ihrer Mutter den Rath, sich in den Bemühungen: die Polen für ihren Geliebten zu gewinnen, nicht zu übereilen, sondern zuvorderst sich darauf einzuschränken, ihre Herzen für sich selbst zu gewinnen. Hätte sie diesen Zweck erreicht, so würde Liebe und Achtung die Polen zurückhalten, sie zu einer Wahl überreden zu wollen, welcher ihr Herz, mit Wilhelms Bilde erfüllt, widersprechen müste. Sie folgte diesem mütterlichen Rathe, erwarb sich auch bald die vollkommenste Achtung vieler polnischer Großen, und gewis würde es ihr nicht schwer geworden seyn, ihre Absicht erfüllt zu sehen, wenn nicht Staatsvortheil mit ihren Wünschen in Widerspruch gekommen wäre.

Jagello, der Herzog von Litthauen, hatte sich nach und nach in Polen einen stäkern Anhang erworben. Durch die Vornehmsten desselben lies er jetzt den angesehensten Großen das Erbieten machen: die christliche Religion anzunehmen und Litthauen auf ewige Zeiten mit Polen zu vereinigen,

wenn sie ihn auf ihren Thron setzen und mit der Prinzeßin Hedwig vermählen wollten.

Die Vornehmsten der polnischen Großen fanden es ihrem Vaterlande höchst vortheilhaft, durch die Verbindung Litthauens mit demselben, die Kriege auf immer zu endigen, die sie und ihre Väter mit diesem nachbarlichen Lande so oft hatten führen müssen. Auch glaubten sie, wenn Jagello ihr König würde, sich mit gerechter Hoffnung des Sieges über den deutschen Orden schmeicheln zu dürfen, und ihre Ansprüche auf einige Besitzungen desselben, mit den Waffen in der Hand, geltend machen zu können.

Dies alles machte die Polen Jagello's Bewerbung um ihren Thron geneigt; heftig erschracken aber, sobald sie davon Kunde erhielten, ausser der Prinzeßin Hedwig, die Anhänger des Herzogs Wilhelm, und alle Mitglieder des deutschen Ordens. Auf Befehl ihres Hochmeisters, Konrad Zöllners von Rotenstein, hielten sich einige Ritter zu Krakau auf, den Gang der polnischen Angelegenheiten zu beobachten und sich für den Herzog von Oesterreich zu verwenden.

Seit seiner Entstehung hatte der deutsche Orden immer viel Gutes von den Herzogen von Oesterreich genossen, da sich nun jetzt eine Gelegenheit zeigte, diesem Hause wieder nützlich zu werden, schien es dem Hochmeister Pflicht, auf diese Art seine Dankbarkeit zu beweisen, doch war sie wohl

nicht die einzige Ursache, warum er Wilhelms Partei nahm.

Indem er das Beste desselben zu befördern suchte, arbeitete er zugleich zu dem Vortheile des Ordens, der von der Vereinigung Polens mit Litthauen die schädlichsten Folgen zu fürchten hatte. Die getheilte Macht dieser beiden Reiche war dem Orden schon oft gefährlich worden, und hatte ihn in dem Laufe seiner Eroberungen aufgehalten, wie viel mehr muste ihre Vereinigung, ihn mit gerechten Besorgnissen für seine Erhaltung erfüllen!

Ueber ein Jahr hatte Hedwig bereits in Polen zugebracht, wo sie gleich nach ihrer Ankunft zur Königin war gekrönt worden, als endlich einige der Großen des Reichs mit der Bitte vor sie traten: zum Besten und nach den Wünschen des Vaterlandes ihre Hand dem Herzoge von Litthauen zu reichen. Wir wissen, daß die Königin vor ihrer Krönung hatte versprechen müssen, sich nach dem Willen der Nation zu vermählen, dennoch glaubte sie sich dem Vorschlage, den man ihr jetzt machte, dreust entgegen setzen zu können.

Jagello war ein Heide, und ob er gleich versprochen hatte, sich taufen zu lassen, so bediente sich doch Hedwig seiner väterlichen Religion zum Vorwande, warum sie ihm nie ihre Hand geben könnte. Sie erinnerte die Großen, die sie hierzu aufforderten, daß der Herzog von Litthauen ohne Zweifel nur aus Herrschbegierde den christlichen Glauben annehmen wollte, ihn aber wahr-

scheinlich wieder verlassen würde, sobald er seine Absicht erreicht hätte.

Vergesset nicht edle Herren — sprach sie — wie hartnäckig die abgöttischen Litthauer im Unglauben ihrer Väter verharren, und bedenket, daß Ihr leicht in die Dienstbarkeit der Heiden gerathen könntet, unser heiliger Kirchendienst zerstört, in Polens Hainen dem Perkunos und andern Abgöttern geopfert werden, und in unserm Vaterlande ein drittes Romove *) entstehen mögte, wenn Jagello Euer König würde.

Die geäußerten Besorgnisse der Königin wurden von den Polen wenig geachtet, im Gegentheil stellten sie ihr vor, daß alle Gefahren, die ihr vorschwebten, nicht zu befürchten wären, weil sich die ganze Christenheit wider Jagello bewaffnen

*) Wenn auch Waidwut nicht zugleich über Litthauen und Preussen herrschte, so erhielten wenigstens beide Länder ihre kirchlichen Gebräuche von ihm, und daher kam es, daß in jedem Lande eine heilige Stadt lag, welche Romove hies. In dieser wohnte der gröste Theil ihrer Waidelotten oder Priester, nebst ihrem Oberhaupte dem Crieven. Nicht fern von Romove befand sich die heilige Eiche, mit den Bildnissen der drei vornehmsten Götter, Perkunos, Pikkillos und Patrimbos, welchen daselbst geopfert wurde. Romove in Preussen wurde, schon vor der Ankunft des deutschen Ordens, von dem Könige von Polen, Boleslaus dem Dritten, zerstört, das Litthauische Romove blühete aber noch, da sich Jagello um den polnischen Thron bewarb.

würde, wenn er sich wollte beigehen lassen, dem wahren Gotte wieder abzusagen und seinem Dienste in Polen zu schaden. Sie meinten, daß auch gewis ein solcher Gedanke von Jagello weit entfernt wäre, da ihm die unausbleiblichen Folgen seiner Ausführung nicht unbewust seyn könnten, und baten dringend ihre Königin, daß sie die Gelegenheit, die sich jetzt ihr darbiete, neben dem Vortheil des Landes auch das Beste der heiligen Kirche zu befördern, nicht unbenutzt lassen mögte, da durch Jagello's Beispiel viele Tausend blinde Heiden in dem Schoos der Kirche gesammelt werden würden.

Hedwig fürchtete die Gefahren selbst nicht, die sie ihren Edeln vor die Augen stellte, sondern gebrauchte dies nur als eine Entschuldigung ihrer Abneigung wider eine Vermählung, welche die Großen als so vortheilhaft für das Land zu schildern wusten. Schon aus Liebe für den Herzog von Oesterreich würde sich Hedwig gegen diese vorgeschlagene Verbindung gesträubt haben; dies muste aber freilich um so mehr geschehen, weil die Schilderung, die ihr einige Vertraute von Jagello gemacht hatten, sie auch dann würden von ihm zurück geschreckt haben, wenn ihr Herz noch frei gewesen wäre.

Denkt Euch, liebe Leser! einen jungen Mann von der vortheilhaftesten Bildung und dem trefflichsten Herzen, der durch feine Politur über die mehresten seines gleichen den Vorzug gewann, und einen ungestalten Barbaren in doppelter Rücksicht,

weil er es sowohl durch seine eigne Neigung, als durch das Leben unter einem rohen Volke und im Felde geworden war — so habt Ihr die Bilder Wilhelms von Oesterreich und des Herzogs von Litthauen. Konnte sich wohl Hedwig dem letztern vermählen wollen, da sie der wärmsten Liebe des erstern versichert war?

Monden vergiengen ohne Erfolg für die Absichten Hedwigs und für die Wünsche des grösten Theiles der Polen. Die Polen bestürmten ihre Königin, ihre Hand dem Herzoge von Litthauen zu geben, und hierdurch ihren Thron zu einem der erhabensten der ganzen Christenheit zu machen, und Hedwig bat dagegen ihre Großen, sie nicht zu einer Verbindung überreden zu wollen, die sie die Ruhe ihres Gewissens kosten würde; aber die Polen schwiegen nicht mit ihren Bitten, und Hedwig war noch immer zu ihrer Erfüllung so wenig geneigt, wie nach der ersten Aeußerung derselben.

Alle, die sich vorher für den Herzog Ziemovit oder den König Siegmund erklärt hatten, verliessen nach und nach die Parteien dieser beiden Fürsten, weil sie sich überzeugten, daß ihr Vaterland in der Person des Herzogs von Litthauen die beste Wahl treffen würde. Diese Männer hatten zwar nie zu Hedwigs Vortheil gesprochen, doch hatte sie sich vorhin, da sie noch verschiedene Parteien ausmachten, ehe mit der Hoffnung schmeicheln können, ihre Absicht zu erreichen, als jetzt, wo es beinahe der allgemeine Wunsch der Polen war, den Her-

zog von Litthauen auf ihrem Throne zu sehen. Die engern Vertrauten der Königin wünschten sich zwar, aus Liebe für sie, den Herzog von Oesterreich zu ihrem Beherrscher, aber zu dieser kleinen Zahl gehörte, unter funfzig Edeln kaum einer.

Der Hochmeister von Preußen vernahm den Gang der Dinge in Polen und suchte ihnen eine andere, für den Orden vortheilhaftere Richtung zu geben. Er sendete im geheim noch etliche Ritter nach Polen, durch ihre Bekannten daselbst die letzten Versuche zum Vortheile des Herzogs von Oesterreich zu machen. Unter diesen Abgeordneten befand sich auch der Marschall des Ordens, Konrad von Wallenrod, auf welchen der Hochmeister vor allen Andern seine Hoffnung setzte.

Konrad von Wallenrod war ein Mann, der nicht nur beim Orden, sondern auch im Auslande in großer Achtung stand, die er sich sowohl durch Heldentugenden, als auch durch Rechtschaffenheit und Frömmigkeit erworben hatte. Viele der polnischen Großen waren seine Freunde, daher der Hochmeister hoffte, daß Konrads Verwendung für den Herzog von Oesterreich und das Beste des Ordens, nicht ohne Erfolg bleiben würde.

Unter dem Vorwande, einige alte Bekannte zu besuchen, traf Konrad zu Krakau ein, wo er von allen so ehrenvoll aufgenommen wurde, wie man es seinen Verdiensten und seiner erhabenen Würde schuldig war. Die Königin lies ihn einladen, in ihrem Schlosse seine Wohnung zu neh-

men, welches dem Marschall von Preußen um so erwünschter kam, weil ihm dies Gelegenheit gab von allem, was vorging, noch aufmerksamerer Beobachter zu seyn, auch der Königin nach seinen besten Kräften zu rathen.

Sorgfältig hütete sich der Marschall, die wahre Absicht seiner Gegenwart in Krakau öffentlich kund zu geben, nur gegen zwei seiner vertrauteren Freunde in Polen sprach er von derselben, fand sie mit sich übereinstimmend, und erhielt von ihnen das Versprechen: noch thätiger wie bisher ihre ganze Beredsamkeit in Bewegung zu setzen, um mehrere Große für die Partei des Herzogs von Oesterreich zu gewinnen. Johann, der Abt im Kloster des heiligen Franz, war der eine von Konrads Vertrauten, der andere der Woywod Davelizky, welcher schon längst für den Herzog Wilhelm gesprochen, bis jetzt aber noch wenig Erfolg davon gesehen hatte.

Auch nun, nach Konrads Ankunft zu Krakau, waren seine Freunde in ihren Bemühungen nicht viel glücklicher, doch stimmten sie wenigstens einige der polnischen Großen, mit sich zu gleicher Meinung, glaubten auch, daß sich noch mehrere für den Herzog von Oesterreich erklären würden, wenn er selbst nach Polen käme, ihre Freundschaft zu sumen. Beide hatten den Herzog ehedem am Hofe des Königs Ludwig gesehen, und wußten, wie leicht es ihm wurde, sich beliebt zu machen. Sie versprachen

sprachen sich deshalb, daß er, wenn er selbst nach Polen käme, manche Edle durch sein Betragen, andere durch Ausspendung seiner Schätze gewinnen würde. Der Marschall von Preußen machte sich gleiche Hoffnung, weil er Wilhelms einnehmendes Betragen, sowohl wie seinen Reichthum, kannte. Als ein Menschenkenner versprach sich Konrad von diesem noch mehr wie von jenem.

Unwillig über das Zögern ihrer Königin, ihren Wünschen gemäs zu handeln, beschlossen endlich die Polen, sie zu erinnern, wie sie ihr die Krone nur unter der Bedingung gegeben hätten, daß sie sich nach ihrem Rathe, der das „Beste des Vaterlandes bezweckte, vermählen wollte.„ Der Schatzmeister Demetrius Gorai, einer der Eifrigsten für die Partei des Herzogs von Litthauen, übernahm es, die Königin an jene Uebereinkunft zu erinnern. Er vollzog dieses Geschäft so nachdrücklich und stürmend, daß er sich kaum damit begnügte, nach dem Bescheide der Königin des andern Tages wieder zu ihr zu kommen, um ihre endliche Entschließung zu hören. Gleich jetzt wollte er sie vernehmen, gab aber doch endlich der Königin nach, die in ihrem Entschlusse wankte und sich vorher mit ihren Freunden darüber besprechen wollte.

Sobald der ungestüme Schatzmeister sie verlassen hatte, lies sie den Marschall von Preußen mit seinen beiden Freunden zu sich entbieten, von ihnen Rath und Hülfe zu fordern. Es war Hed-

wigs fester Entschlus, sich nur an der Seite ihres Geliebten auf den polnischen Thron zu setzen, jetzt blieb sie nur deshalb zweifelhaft, weil sie nicht wu- ste, ob sie sogleich aus Polen entfliehen oder noch längere Bedenkzeit verlangen sollte, um während derselben neue Versuche zu machen, die Edeln nach ihren Wünschen zu leiten.

Konrad von Wallenrod rieth der Königin, durch den Vorwand, ihre Mutter um Rath fra- gen zu wollen, noch längere Zeit zu gewinnen, und dann öffentlich Gesandte nach Ungarn, heim- lich aber einen Eilboten nach Oesterreich abgehen zu lassen, und durch ihn den Herzog Wilhelm auf- zufordern, daß er unverzüglich nach Polen kom- men mögte.

Die Königin folgte diesem Rathe, zum Ver- drusse des Schatzmeisters Demetrius, welcher al- les anwendete, dieser neuen Verzögerung ihrer letz- ten Entscheidung vorzubeugen. Es gelang ihm nicht, weil die andern Edeln zu billig dachten, die Königin in der Einholung des Raths ihrer Mutter zu hindern. Ueber dies vermutheten sie, daß Elisabeths Rath mit ihren Wünschen zusam- mentreffen würde, weil es ihnen bekannt war, daß sie Polen zu sehr liebte, um für die Erhaltung des- selben bei ihrem Hause nicht alles zu thun.

Es wurde also beschlossen, eine Gesandtschaft nach Ungarn zu schicken, zu deren Haupte die Kö- nigin den Woywoden Davelizky ernannte, welchem aber, auf Vermittelung des Schatzmeisters, eini-

ge andere Edle von Jagello's Partei beigesellet wurden.

Der Bote nach Oesterreich verlies Krakau früher als die Gesandten an die Königin von Ungarn, unter welchen auch Davelizky, der mit dem Plane der Königin vertraut war, Befehl erhalten hatte, sich so lange in Ungarn zu verweilen, bis er von Wilhelms Abreise Nachricht bekommen würde.

An der polnischen Gränze wurde Herzog Wilhelm von den wenigen Edeln, die sich noch für ihn vermittelten, freudig empfangen. Jeder von ihnen hatte seine Reisigen und Knechte mit sich genommen, den Herzog sicher nach Krakau zu geleiten, weil sie fürchteten, daß er vielleicht von der Jagellonischen Partei auf seinem Wege mögte aufgehalten werden. Dies würde auch wahrscheinlich geschehen seyn, wenn nicht der Herzog so ganz unverhofft nach Polen gekommen wäre, oder eine weniger starke Begleitung bei sich gehabt hätte, denn außer den Polen, die ihm mit den Ihrigen entgegen gekommen waren, begleiteten ihn dreihundert Reisige, zu welchen er die Tapfersten seiner Oesterreicher erkohren hatte.

Die Polen von der Jagellonischen Partei liessen also den Herzog von Oesterreich ruhig seines Weges ziehen, und begnügten sich, einige Eilboten nach Krakau zu schicken, ihren Freunden von Wilhelms unerwarteter Ankunft Kunde zu bringen. Hedwig stellte sich über dieselbe nicht weniger er=

staunt als Andere, doch verlies ihre Gegner deshalb der Argwohn nicht, daß sie wahrscheinlich den Herzog selbst nach Polen mögte gerufen haben.

Herr Demetrius, der Schatzmeister, scheuete sich nicht ihr den Vorwurf zu machen, daß sie in ihrem Vaterlande die Fackel des Bürgerkrieges anzuzünden gedächte, stand aber zugleich im Begriffe, die Schuld, die er seiner Königin beimessen wollte, über sich selbst zu bringen. Ohne Verzug versammelte er alle seine Freunde, und gab ihnen den Rath, sich eilend mit ihm an die Spitze ihrer Dienstleute zu stellen, dem Herzog entgegen zu ziehen, und ihn durch die Waffen zurückzuhalten, wenn sich ihre Bitten, nicht nach Krakau zu kommen, auf ihn nicht wirksam beweisen sollten.

Die mehresten der Versammelten zeigten sich gemäßigter und weniger rasch als der Schatzmeister. Sie erinnerten ihn, daß es unbillig wäre, gegen den Herzog von Oesterreich das Schwerd zu ziehen, da er ohne Zweifel nicht in der Absicht gekommen wäre, sich mit Gewalt auf ihren Thron zu schwingen, weil er sonst nicht eine Schaar Reisiger, sondern ein zahlreiches Heer mit sich genommen haben würde. Sie hielten dafür, daß man ihm nicht wehren dürfte, nach Krakau zu kommen, wohl aber die nöthige Vorsicht gebrauchen könnte, ihm das königliche Schlos nicht zu öffnen, damit er sich nicht darin mit seinen Reisigen fest setzen könnte.

Dem allgemeinen Beschlusse gemäs ging der Schatzmeister dem Herzoge entgegen, freuete sich

mit höfischer Freundlichkeit, seiner glücklichen Ankunft in Polen, bat ihn dann aber auch, daß er, aus Rücksicht auf die jetzige Lage des Reiches, nicht im königlichem Schlosse, sondern an einem andern Orte seine Wohnung nehmen mögte. Der Heuchler versicherte, daß er mit vielen Polen eifrig wünschte, den edeln Herzog von Oesterreich dereinst den Bewohner des königlichen Schlosses zu Krakau zu sehen, und bedaurte, daß er ihn nicht sogleich dahin führen könnte, weil man vorher eine Menge misvergnügter Edler gewinnen müste.

Bald nach dem Schatzmeister kam auch der Abt Johann und der Marschall von Preussen bei dem Herzoge an. Konrad hatte den genommenen Beschlus über die Wohnung des Herzogs erfahren, und war schnell zu seinem Freunde dem Abte geeilt, ihn zu bitten, daß er den Herzog in den Gebäuden seines Klosters beherbergen mögte, weil ihr Umfang groß genug war, alle Oesterreicher mit ihren Herrn aufzunehmen. Der Abt war sogleich willig dazu, gab seinen Klosterleuten die nöthigen Befehle, und setzte sich auf seinen Zelter, in Wallenrods Gesellschaft den Herzog zu empfangen.

Auf dem Wege hatte unser Heinrich erfahren, daß er zu Krakau den Marschall von Preußen finden würde, auch war ihm von dem Ritter Siegmund und andern Begleitern des Herzogs so viel Rühmliches von dem Marschalle erzählt worden, daß er mit der sehnlichsten Ungeduld dem Augenblicke entgegen harrete, wo er einen der grösten

Männer seines Zeitalters sehen sollte. Besonders gewann Konrad bei ihn durch seine frühe Anhänglichkeit für den deutschen Orden, die ihm bewogen hatte die Liebe einer jungen reizenden Gräfin zurück zu weisen. Heinrich, dessen glühende Begierde nach dem Ordenskreuze wohl auch kein Mädchen hätte vermindern können, ehrte den Marschall von Preußen, daß Weiberliebe nicht mächtiger auf ihn gewesen war, als das Streben nach der Würde eines geistlichen Ritters, welche die Einbildungskraft des Jünglings zur höchsten Würde des Menschen schuf.

Jetzt erblickte er den Mann, dessen Andenken ihn auf der Reise so oft beschäftigt hatte. Auf seiner Stirn ruhte männlicher Ernst, und eine große Narbe auf derselben bewies, wie muthig und tapfer er wider die Feinde seines Ordens focht. In seinen Augen spiegelte sich gleich stark sein treffliches Herz, wie seine Rechtschaffenheit und sein weit umfassender Verstand, und fester wurde in unserm Heinrich ein Vorsatz, den er schon auf dem Wege gefast hatte; der Vorsatz: den großen Konrad von Wallenrod zu seinem Vorbilde zu machen und ihm alles Eifers nach zu streben. Die Achtung, mit welcher Wilhelm den Marschall empfing, machte ihn unserm Heinrich noch einmahl so werth, als er ihm schon, seit er ihn kannte, geworden war, seiner Ungeduld misfiel es aber, daß er nicht sogleich von dem Herzog oder Siegmunden dem Ritter Konrad vorgestellt wurde. Er vergas, daß

Wilhelm wahrscheinlich jetzt an sich allein, Siegmund von Herberstein nur an seinen Herrn dachte.

Wilhelm kam in der Abtei an, die zu seinem Aufenthalte war bereitet worden, kaum war er aber von seinem Rosse herabgestiegen, als er sich auch schon bereit machte, nach dem königlichen Schlosse zu gehen, um seine Geliebte zu sehen, von welcher er so lange getrennt gelebt hatte. Konrad von Wallenrod, von dem er gleich Anfangs die Versicherung erhielt, daß der deutsche Orden eifrig wünschte, ihn zu seinen Nachbar zu bekommen, erinnerte ihn, daß er die Unzufriedenheit des grösten Theiles der Polen wider sich reizen würde, wenn er mit einer starken Begleitung auf dem Schlosse erschien, und Wilhelm entschlos sich um so eher, nur wenige seiner Edeln mit sich zu nehmen, da sich der Marschall erbot, ihn mit zehn Rittern zu geleiten, von welchen jeder zwei Turkopel *) bei sich hatte.

Wilhelm und Hedwig sahen sich, da sie aber von einer Schaar von Höflingen umgeben wurden, konnten sie darin freilich wenig Schadloshaltung für ihre lange Trennung finden. Der Schatzmeister und seine Genossen hatten es sich zum Vorsatz gemacht, das fürstliche Paar nicht allein zu lassen, auch waren sie so unbescheiden, daß sie ihnen kaum

*) So hießen die Knechte des deutschen Ordens, die theils als Knappen der Ritter, theils auch als Reisige dienten, in welchem letztern Falle sie von ihren Obersten, dem Turkopelierer angeführt wurden.

vergönnten, sich leise etwas zuzuflüstern, weil sie sich immer so nahe zu ihnen hindrängten, daß ihnen beinahe kein Wort entgehen konnte. Vergebens winkte Hedwig den gegenwärtigen Polen, sich von ihr zu entfernen, ohne darauf zu achten, blieben sie immer an ihrer Seite. Auch gab sie die Hoffnung auf, in einem Seitenzimmer in die Arme ihres Geliebten sinken und seiner Gegenwart sich lebhafter freuen zu können, als es ihr der Wohlstand in Beiseyn von mehr als hundert Zeugen vergönnte. Jede Thür, die aus dem Saale führte, in welchem sie sich befanden, war mit etlichen Frauen oder Edelknappen besetzt, in deren Blicken der Entschlus: ihrer Königin nachzufolgen, wenn sie ihr und ihren Geliebten die Thür öffnen sollten; sehr deutlich zu lesen war.

Da in dem Saale weniger bewaffnete Polen als Oesterreicher und deutsche Ritter waren, glaubten die letztern ohne Gefahr von dem Herzoge entfernt bleiben zu können, und zogen sich absichtlich von ihm zurück, damit die Polen ihrem Beispiele folgen mögten.

Unser Heinrich stand an der Thür, durch welche sie herein gekommen waren, und heftete seinen Blick unbeweglich auf den Marschall von Preussen, der sich mit dem Ritter Siegmund von Herberstein unterhielt. Aus treuer Besorgnis hatte Ritter Siegmund sein Auge fast unverwandt auf seinen Herrn geheftet, aber Konrad von Wallenrod durchlief mit den seinigen zuweilen den ganzen

Saal, wo er dann die Blicke des Jünglings an der Thür immer auf sich gerichtet sahe. Er bemerkte, daß sie auf einen Augenblick auf den Boden herabsanken, wenn ihnen die seinigen begegneten, sich dann aber auch schnell wieder erhoben und mit Ausdruck des Wohlgefallens und der Achtung auf ihm verweilten.

Sagt an, Herr Ritter — wendete sich endlich der Marschall an Siegmunden von Herberstein — wer ist der Jüngling dort an der Thür, der sein Auge so unverwand auf mich heftet?

Junker Heinrich von Plauen — antwortete Herberstein — welchen der Entschlus: ein Mitglied Euers erhabenen Ordens zu werden; hieher geführt hat. Ich denke, daß er die erhabene Würde, nach welcher er strebt, nicht verunehren wird, denn gewis treten wenige mit so vieler Sehnsucht und solchen guten Vorsätzen, wie mein junger Freund, in Euern Orden. Auch werdet Ihr ja wohl in seinen Blicken lesen, daß ihn kein Litthauer in die Flucht schrekken wird.

Nein — sprach der Marschall — dies läst sich von diesem Jünglinge, mit dem feurig rollendem Auge nicht fürchten. Aber last ihm doch näher kommen!

Siegmund winkte, und Heinrich, welcher schon längst gewünscht hatte, ein solches Zeichen zu erhalten, eilte mit schnellen Schritten herzu.

Entschuldigt, sehr würdiger Herr — sprach Heinrich zu dem Marschall — meine Unbeschei-

denheit mit der Erinnerung, wie schwer es wird, den Blick zurück zu ziehen, wenn er auf Größe trifft.

In dem Munde eines Höflings würde diese Rede dem Marschall beleidigt haben, von unserm Heinrich beleidigte sie ihn aber nicht, denn sein Ton und seine Blicke bewiesen, daß sie ihm aus dem Herzen quoll, und Konrad war sich seiner Größe bewust, ob er sich gleich nicht damit blähete.

Ihr wollt unsern Orden annehmen Junker — sprach er zu Heinrichen — habt Ihr Euch aber auch geprüft, ob die Ausführung dieses Vorsatzes nicht vielleicht Reue zur Folge haben wird? Gedenket der Beschwerden eines schier immerdauernden Kampfes.

Ich freue mich ihrer — fiel ihm Heinrich in die Rede — denn in einer kaum unterbrochenen Fehde zeigen sich viele Gelegenheiten Ruhm zu verdienen.

Wohl Dir Jüngling — sprach Konrad — wenn Du nur an diese denkst, doch müssest Du Dich von Deinem Ruhmdurste nie zu ungerechter Fehde verleiten lassen. Aber wisset, Junker, daß Ihr als deutscher Ritter nicht allein gegen die Feinde des Ordens, sondern auch gegen die Tücke und den Neid einiger unter Euern Brüdern zu kämpfen habt, und daß dies schwerer ist als mit dem Schwerdte zu fechten.

Ich fürchte nichts — erwiederte Heinrich — wenn Ihr mir nur erlauben wollt, nach Euerm

Rathe handeln zu dürfen, und wenn Ihr mich lehrt, wie man Arglist durch Geradsein besiegt. Ein Mitglied Euers erhabenen Ordens zu werden — dies war schon seit Jahren mein einziger Wunsch, jetzt verbindet sich damit ein zweiter, dessen Erfüllung von Euch, sehr würdiger Herr, abhängt, und mir nicht weniger am Herzen liegt, als die Gewährung des erstern. Es ist wohl freilich kühn, daß ein Fremdling sogleich mit Wünschen gegen Euch hervor tritt, doch hoffe ich deshalb von Eurer Güte Verzeihung.

Sprecht frei, was Ihr von mir begehrt — bestätigte Konrad Heinrichs Hoffnung — und seid versichert, daß es mir Freude machen wird, einem wackern Jünglinge zu nützen.

Vergönnt — fuhr Heinrich fort — daß ich mich unter Euern Augen zu einem würdigen Mitgliede Euers Ordens bilden darf, und habt das Vertrauen zu mir, daß ich gewis alle meine Kräfte aufbieten werde, damit Ihr Eure Güte nicht bereuet.

Ich habe es Jüngling — faßte der Marschall Heinrichs Hand und drückte sie mit traulicher Wärme — und Du wirst es gewis nicht täuschen. Trügt der Stempel nicht, den Dir die Natur auf das Gesicht drückte, so wird es mir gelingen, dem Orden in Dir eine Stütze für künftige Zeiten zu ziehen.

Wenn sich ein Jüngling von der Liebe des Mädchens überzeugt, das sich sein Herz erkohr:

so ist seine Freude groß und entzückend, doch schwerlich wohl mehr als bei unserm Heinrich über das Versprechen des Marschalls von Preußen: sein Führer zu werden; und über die guten Hoffnungen, die er sich von ihm machte. Er fühlte sich von dem festen Vorsatze durchglüht, sie zu erfüllen, und pries sich glücklich, daß ein Mann wie Konrad von Wallenrod, ihn darin stärken wollte.

Des andern Tages verlies Heinrich die Herberge der österreichischen Krieger und nahm seine Wohnung bei dem Marschalle von Preussen, dessen gute Meinung von ihm, welche gleich die ersten Augenblicke, wo er ihn sahe, hervorbrachten, durch das Lob des Ritters Siegmund und des Herzog von Oesterreich nicht wenig vermehrt wurde. Er wurde aber kein Bewohner des königlichen Schlosses, weil Konrad von den Polen ersucht wurde, dasselbe zu verlassen, damit der Herzog von Oesterreich nicht noch mehr unzufrieden werden mögte, daß man ihm den Aufenthalt darin verweigerte. Sie gebrauchten dies nur zum Vorwande, den Marschall aus dem Schlosse zu entfernen, weil man im entgegengesetztem Falle nachtheilige Unternehmungen für das Land von ihm befürchtete.

Die Polen hatten erforscht, daß es Hedwigs Wille war, aus dem Lande zu fliehen, wenn sie nicht an Wilhelms Seite darin leben könnte, sie waren aber entschlossen, weder den Herzog von Oesterreich für ihren König zu erkennen, noch ihre

Königin entfliehen zu lassen, weil sie fürchteten, daß sie dann mit ihrem Gemahle an der Spitze eines zahlreichen Heeres wiederkommen, und ihre Rechte auf den polnischen Thron durch die Waffen geltend machen mögte. Die Gesinnungen des deutschen Ordens gegen den Herzog von Oesterreich waren den Polen nicht unbekannt, und brachten sie zu dem Argwohn, daß der Herzog in seinen Unternehmungen wider Polen bei den Orden mächtige Unterstützung finden würde.

Den Tag nach Wilhelms Ankunft zu Krakau wollte ihn Hedwig besuchen, und gedachte nur in Begleitung einiger Frauen zu ihm zu gehen, allein unter dem Vorwande: daß es für die Königin von Polen nicht schicklich wäre, so prunklos zu erscheinen; drang sich ihr eine starke Begleitung auf, durch die sie wie gestern verhindert wurde, ohne Zeugen mit ihrem Geliebten zu sprechen. Nur selten konnte sie ihre sprechenden Blicke mit etlichen leisen Worten begleiten.

Sobald Davelizky mit seinen Gefährten aus Ungarn zurück gekommen war, machte er es sich zum eifrigsten Geschäfte, bei den Vornehmsten seiner Mitbürger für das Beste des Herzogs von Oesterreich zu sprechen. Seine Freunde verbanden sich mit ihm, Herzog Wilhelm wurde aber von der unziemlichen Behandlung, die ihm von dem grösten Theile der Polen widerfuhr, zurück geschreckt, selbst etwas zu thun. Kaum, daß er

Siegmunden vergönnte, mit den österreichisch gesinnten Polen einerlei Sprache zu führen.

Viele Polen hatten vordem den Herzog am Hofe des Königs Ludwig gesehen, jetzt wurden sie von Siegmunden und von Davelizky gefragt, ob sie jemahls bei dem Herzoge nur einen Zug bemerkt hätten, der ihnen zum Mistrauen gegen ihn gerechte Veranlassung geben könnte. Die Polen versicherten, daß sie gegen den Herzog alle Achtung fühlten, die sie seinen Verdiensten schuldig wären, und daß sie gewis keinen andern als ihn zu ihrem Könige wählen würden, wenn nicht Oesterreich so weit von Polen entfernt wäre. Vorliebe für sein väterliches Erbland, meinten sie, würde dem Herzog aus ihrem Lande hinwegziehen, und das allgemeine Beste erforderte, daß ihr König immer mitten unter ihnen lebte, oder sich wenigstens in einem nachbarlichen Lande aufhielte, aus dem er, nöthigen Falles, sogleich zu ihnen eilen könnte.

Herzog Wilhelm hatte große Summen Geldes mit sich nach Polen gebracht, die er unter diejenigen Großen auszuspenden gedachte, auf welche dieses Ueberredungsmittel nicht ohne Wirkung bleiben würde. Die Abneigung, welche die Polen gegen ihn zeigten, bewog ihn hierin vorsichtig zu handeln, um seine Schätze nicht nutzlos zu verschwenden. Er lies deshalb zuvörderst den Ritter Siegmund nachforschen, ob wohl mit dem Aufwande einer Summe Geldes etwas Vortheilhaftes würde auszurichten seyn. Der Erfolg dieser Nach-

forschungen war den Wünschen Wilhelms und seinem Freunde nicht gemäs, denn die Polen, deren Stimmen für Geld feil waren, hatten sie bereits an den Herzog von Litthauen verhandelt.

Die Antwort, welche die Königin von Ungarn den polnischen Abgesandten gegeben hatte, war nicht so, wie sie Hedwig von der Zärtlichkeit ihrer Mutter erwartete, und beraubte sie der Hoffnung: bei ihr einen Zufluchtsort zu finden, wenn der Starrsinn der Polen sie nöthigen würde, ihrem Throne zu entsagen und heimlich aus dem Lande zu flüchten, um im Genusse des Glückes der Liebe, in den Armen ihres Wilhelms, des Scheinglücks weltlicher Hoheit zu vergessen. Der Wunsch: Polen ihrem Hause nicht entrissen zu sehen; hatte die Königin von Ungarn zu dem Rathe für ihre Tochter bewogen, daß sie dem Herzoge von Litthauen ihre Hand geben mögte, wenn sich die Polen weigerten, sie außerdem als ihre Königin zu erkennen.

In einem Schreiben erinnerte Frau Elisabeth ihre Tochter, daß es ihr einen ewigen Nachruhm machen würde, wenn die Chroniken von ihr erzählten, wie sich Vaterlandsliebe mächtiger auf sie bewiesen hätte als Geschlechtsliebe, wie sie die letztere durch die erste besiegt hätte, um die Macht ihres Vaterlandes zu erheben, und ein nachbarliches Land, von welchen ihm seit Jahrhunderten so viel Nachtheiliges widerfahren wäre, auf ewige Zeiten damit zu vereinigen. Hedwig achtete wenig auf den Rath ihrer Mutter, denn für ihr zärtli-

ches Herz hatte freilich völlige Beglückung ihrer Liebe größern Werth als Nachruhm, dem sie mit Aufopferung derselben erkaufen sollte.

Die Polen fuhren fort, die Königin mit ihrem Geliebten scharf zu beobachten, und ihnen jede Gelegenheit zu nehmen, sich allein zu sprechen; doch gewann das unzufriedene Paar wenigstens zuweilen einige Augenblicke, wo sie sich ihre Empfindungen, Besorgnisse und Wünsche zuflüstern konnten. In diesen glücklichen Augenblicken überzeugten sich beide von der Unveränderlichkeit ihrer gegenseitigen Liebe, welche den Herzog gewis machte, daß Hedwig, um seinetwillen den Verlust des Königreichs Polen gern vergessen würde, so wie sie seiner Geliebten die Zuversicht gab, von ihrem Gemahle nie einen Vorwurf darüber hören zu müssen, daß sie ihm keine Krone zur Morgengabe mitgebracht hätte.

Wenig Tage nach seiner Ankunft in Krakau, gab der Herzog von Oesterreich beinahe alle Hoffnung auf, von seinen Bewerbungen um die polnische Krone einen glücklichen Erfolg zu sehen, weil die kleine Zahl seiner Anhänger ihre Partei bei ihren Mitbürgern weder durch Ueberredung noch durch Versprechungen und Hoffnung auf reichlichen Lohn verstärken konnte. Er sann daher auf Mittel sich wenigstens den Besitz seiner geliebten Hedwig zu sichern und glaubte ein solches gefunden zu haben, wozu er aber Hedwigs Mitwirkung nöthig hatte.

Er entdeckte daher dem Marschall von Preussen, dem Abte Johann und seinen übrigen Freunden unter den Polen, daß er heut längere Zeit, als ihm bisher dazu geworden war, mit seiner Verlobten unbelauscht zu sprechen wünschte, und alle versprachen ihm, ihn so lange als möglich vor der Zudringlichkeit der Polen von der Jagellonischen Partei zu schützen.

Alle begleiteten ihn auf das königliche Schlos, wo Wilhelm und Hedwig in der Mitte des Zimmers, in welchem sie sich befanden, ihren Platz nahmen. Einige der gegenwärtigen deutschen Ritter und der österreichisch gesinnten Polen schlossen um das Fürstliche Paar einen halben Zirkel, in welchen sich ihre Gegner ohne die gröste Unbescheidenheit nicht eindringen konnten. Andere von Wilhelms Freunden unterhielten sich mit den, ihm abgeneigten Polen, und wusten sie hierdurch zu verhindern, Wilhelms Gespräch mit seiner Verlobten zu belauschen.

Wilhelm und Hedwig sprachen einige Augenblicke von der Unwahrscheinlichkeit, aus Polen entkommen zu können, und versicherten sich gegenseitig ihre Bereitwilligkeit, jedes erlaubte Mittel zu ergreifen, um diesen sehnlichsten ihrer Wünsche zu erfüllen. Nach dieser Einleitung glaubte es Wilhelm Zeit, das Mittel, das ihm eingefallen war, zu entdecken, und fuhr nun also fort:

An meiner zärtlichsten Liebe wirst Du, meine Hedwig, gewis nicht zweifeln; wenn Du nun von meiner unwandelbaren Treue in gleichem Grade überzeugt bist: so wirst Du mir ein Opfer nicht verweigern können, dem freilich Deine Sittsamkeit widersprechen wird, das aber das einzige Mittel ist, die Erfüllung des Wunsches herbeizuführen, der uns gewis beiden gleich nahe am Herzen liegt. Die Wachsamkeit der Polen erlaubt uns keine Hoffnung, daß es Dir gelingen würde, aus dem Schlosse zu entfliehen und Dich in die Arme Deines Wilhelms zu werfen; öffentlich wirst Du aber Deinen prächtigen Kerker verlassen können, wenn Du mir noch unbestreitbarere Rechte auf Dich gibst, als ich ohnehin schon besitze. Fügst Du den mannichfachen Beweisen, die ich bereits von Deiner Liebe erhielt, noch den höchsten bei, so wird es niemand wagen, mir mein Weib zurück zu halten.

Einige Augenblicke blieb die erröthende Hedwig unentschlossen, bis sie endlich, bewogen durch die Erinnerung: daß sie wohl freilich auf keine andere Weise mit ihrem Geliebten verbunden werden könnte; und durch vollkommenes Vertrauen auf seine Treue und Rechtschaffenheit, schweigend die Erfüllung seiner Bitte bewilligte.

Wilhelm entdeckte ihr nun, daß er seinen Plan bereits mit dem Abte Jakob und dem Klosterbruder Johann beredet und von beiden das Versprechen ihrer Beihülfe erhalten hätte. Johann war ein junger Klostermann, der mit dem Herzoge von

Oesterreich viele Aehnlichkeit und ihm, mit Vergunst seines Abtes, versprochen hatte, ihm seine Kleider zu lehnen, damit er sich in denselben zu d r Königin schleichen und mit ihr allein seyn könnte. Wilhelm zweifelte um so weniger auf diese Art seinen Zweck zu erreichen, da Johann schon sehr oft im königlichen Schlosse gewesen war, und man ihn nie verhindert hatte, ohne Zeugen mit der Königin zu sprechen.

In Johanns Kleidern machte sich Wilhelm schon des andern Tages nach dem Schlosse auf den Weg, nicht ohne Furcht entdeckt zu werden, die aber doch weniger mächtig auf ihn war, als die Hoffnung: um bald die Hindernisse zu überspringen, die ihn bisher von seiner geliebten Hedwig getrennt hatten, und sie ihm nun auf ewig zu entreißen drohten. Sichtbar klopfte sein Herz, als er in das Schlos trat, wo er, ohne aufgehalten zu werden, in das Innerste von Hedwigs Gemächern gelassen wurde.

Jetzt verlor sich alle Furcht und die lieblichste Hoffnung trat an ihre Stelle, die aber schnell wieder verschwand, weil Hedwigs Frauen der Winke ihrer Königin, die ihnen befahlen, sich zu entfernen, nicht achteten. Hedwig gab ihnen endlich diesen Befehl wörtlich, erhielt aber von der vornehmsten ihrer Frauen die Antwort: daß sie von dem Haushofmeister und Ceremonienmeister Auftrag erhalten hätten, sie mit keinem Menschen, ohne Ausnahme, allein zu lassen.

Seht, Bruder Johann — sprach Hedwig weinend zu ihren verkleideten Geliebten — wie hart und unziemlich die Polen mit ihrer Königin verfahren, da sie sich nicht scheuen, mich, die es fürwahr so gut mit ihnen meinet, gleich einer Gefangenen zu behandeln.

Der vorgebliche Bruder Johann stimmte in die gerechten Klagen seiner Königin, und beschwerte sich gegen ihre Frauen heftig über das Mistrauen gegen ihn, wodurch man ihn selbst, wie seinen heiligen Stand, gleich sehr beleidigte und kränkte. Die Frauen versicherten ihn, daß sie jetzt nicht weniger Vertrauen zu ihm hätten wie vorher, erinnerten ihn aber zugleich, daß sie dem erhaltenen Befehle nicht entgegen handeln dürften.

Es wurde dem Herzog schwer, die Stimme des Mannes nach zu machen, in dessen Gewande er sich bei der Königin befand, und diese Schwierigkeit vermehrte sich, so wie sich sein Verdrus, in seiner Hoffnung sich getäuscht zu sehn, verstärkte. Er schied daher bald von seiner Geliebten, nachdem er einige Augenblicke heimlich mit ihr gesprochen, und sie ermahnt hatte: die Hoffnung auf Befreiung und ewige Verbindung mit ihm, nicht aufzugeben, obgleich der erste Versuch, sie zu bewirken, so ganz mislungen wäre. Er versprach ihr, daß sie bald durch ihn selbst, oder durch einen Vertrauten neue Vorschläge hören sollte, und eilte nun zurück in das Kloster des heiligen Franz,

seinen Freunden sein Misgeschick zu klagen und sich mit ihnen aufs Neue zu berathen.

Er fragte den Marschall von Preußen, ob wohl der Hochmeister ihm und seiner Geliebten, wenn es ihm gelänge, sie aus der unrechtmäßigen Gewalt der Polen zu befreien, in seinem Lande einen Zufluchtsort verstatten würde, bis er sicher und sonder Gefahr wieder nach Oesterreich heimkehren könnte. Der Marschall machte ihm hierzu die beste Hoffnung, wenn er dem Orden, im Fall er von Polen, wegen seiner Freundschaft gegen ihn, angegriffen werden sollte, mit seiner Macht beistehen wollte. Gern gab Wilhelm dieses Versprechen, und ohne Verzug wurde nun ein Eilbote nach Marienburg gesandt, dem Hochmeister das Begehren und das Versprechen des Herzogs von Oesterreich zu hinterbringen.

Alle Vertraute des Herzogs hatten ihn versichert, daß er in seiner Verkleidung dem Bruder Johann bis zur höchsten Täuschung gliche; er selbst fürchtete aber dennoch, daß man ihn vielleicht erkannt haben mögte, um nun in seiner Vermuthung gewisser zu werden, bat er des andern Tages den Bruder Johann, zu der Königin zu gehen und zu versuchen, ob man ihm vergönnte mit ihr allein zu bleiben. Johann ging, Hedwigs Frauen liessen sie aber heut so wenig allein wie gestern.

Mit dem Beirathe seiner Freunde sann Wilhelm nun auf einen Plan, seine Geliebte aus Krakau zu entführen; damit er die Ausführung des-

selben beginnen könnte, so bald ihm der Hochmeister des deutschen Ordens eine günstige Antwort ertheilte.

Vor allen Herr Herzog — sprach der Marschall von Preußen in der Versammlung der Freunde, die Herzog Wilhelm zu sich berufen hatte — vor allen scheint es mir zur Erhaltung Euers Entzwecks nöthig, daß Ihr Euch unter den Frauen Eurer erlauchten Verlobten eine zu Eurer Vertrauten erkauft, denn ohne eine solche Hülfe wird die Frau Königin nie aus dem Schlosse entrinnen können.

Wohl gesprochen, Herr Marschall — erwiederte der Herzog — nur fürchte ich, daß dies nicht das leichteste Stück unsers Unternehmens ist, denn diese Frauen, die ihrer Königin so dreust sagten, daß sie nicht von ihr gehen dürften, stehen wahrscheinlich alle im Solde des Herzogs von Litthauen oder seinen Ergebenen.

Dennoch schmeichle ich mir — fuhr der Marschall fort — Euch unter ihnen eine Helferin verschaffen zu können, wenn Ihr mir erlaubt, den Junker von Plauen, der in Euerm Gefolge mit hieher gekommen ist, zum Mitwisser unsers Geheimnisses zu machen. Ich kenne zwar diesen Jüngling erst seit wenig Tagen, glaube aber doch für seine Verschwiegenheit bürgen zu können.

Auch ich bezweifle sie nicht — bestätigte der Herzog des Marschalls gute Meinung von Heinrichen. — Was könnte uns aber die Hülfe Euers jungen Zöglings nützen?

Nur er vermag die Bahn zu brechen, auf welcher Ihr sicher und leicht zum Ziele kommen werdet — antwortete Konrad — Ich habe bemerkt, daß Zimburgis, eine von den Fräulein der Frau Königin, die so viel ich weis ihre Gunst und das Vertrauen des Schatzmeisters und seiner Genossen besitzt, an Heinrichs jugendlicher Schöne Gefallen findet. Lasset Ihr mich dieses benutzen: so verspreche ich Euch, daß Zimburgis ihre ganze List in Bewegung setzen wird, Euch Eure Verlobte in die Arme zu liefern; und Ihr wisset ja wohl, Herr Herzog, wie viel die List eines Weibes ausrichten kann.

Der Herzog bat den Marschall, daß er ganz nach seiner eigenen Ueberzeugung handeln mögte, worauf ihn der Marschall mit dem Versprechen verlies: ihm bald nähere Nachricht von dem ganzen Plane zu bringen.

Nun Junker — sprach der Marschall Konrad des andern Morgens zu unserm Heinrich — steht Euer Entschlus: ein Mitglied unsers Ordens zu werden; noch fest? Ich fürchte schier, daß er vielleicht seit kurzen mögte seyn erschüttert worden, und wenn dies ist, so sagt es mir sonder Scheu und verwechselt den Marschall des deutschen Ordens nicht mit einem Klostermanne, der einen Novizen aus dem höhern Adel nicht gern entwischen läst.

Erschüttert — erwiderte Heinrich, mit einem Blicke, der heimlichen Unwillen über diesen Ver-

dacht verrieth — nein, fürwahr nie stand er fester, als seit mich der große Vorsatz durchglüht, dem Vorbilde, daß ich in Euch, sehr würdiger Herr, sehe, mit allen Kräften nachzustreben. Aber ich bitte Euch, woher dieser Verdacht, zu welchem ich mich keiner Veranlassung schuldig weis.

Konrad. Er gründet sich auch nicht auf Bemerkungen, die ich an Euch selbst machte, sondern auf allgemeine Erfahrung. Ich sahe, so oft Ihr Euch auf dem königlichem Schlosse befandet, das Fräulein Zimburgis immer sehr emsig um Euch beschäftigt und bekannt mit der Gewalt der Schönheit, begann ich zu fürchten, daß sie sich auch auf Euch mächtig beweisen, und Euch von einem Gelübde zurück schrecken würde, das ihr zu huldigen verbeut.

Heinrich. Ich wäre in Wahrheit die Gewogenheit nicht werth, der ich mich schon bisher von Euch rühmen darf, wenn ich, der den stolzen Gedanken faste, Euer Nacheiferer zu werden, mich durch das Kosen und Lächeln eines schönen Weibes, nach dem ersten Schritte, schon auf der Bahn aufhalten ließe, die ich seit zehn Jahren mit immer steigender Sehnsucht zu betreten wünschte.

Zum ersten mahle führte ein Ungefähr das Fräulein Zimburgis zu mir; sie sprach; ich glaubte meine Schwester Irmengard von Katzenellenbogen zu hören. Dieser Ton ihrer Stimme fesselte meine Aufmerksamkeit, und seit dem finde ich

Vergnügen darin, mich mit ihr zu unterhalten und dabei an meine liebe Irmengard zu denken.

Konrad. Wohl Euch, wenn Euch Zimburgis nur durch eine zufällige Aehnlichkeit mit Eurer Schwester, nicht wegen ihrer Reize theuer ist, denn sie ist wahrscheinlich das Mädchen nicht, das einen wackern Jüngling glücklich machen könnte. Aus Sorgfalt für Euer Bestes, forschte ich bei einigen, die dies Fräulen kennen, und auf deren Wort ich mich verlassen kann, nach dem Charakter dieses Mädchens, das freilich durch hohe Reize auf den ersten Anblick den Beifall eines Jeden gewinnt. Auf diese Art erfuhr ich, daß es sich Zimburgis schon seit fünf oder sechs Jahren das angelegentlichste Geschäft seyn läst, Eroberungen zu machen, daß in dieser Reihe von Jahren eine unglaubliche Menge von Männern, nach der Folge ihre ausgezeichnete Gunst besaßen, die nach der Stimme des allgemeinen Gerüchts, die Gesetze der Sittsamkeit oft überschritt.

Heinrich. Der Stimme des Gerüchts geben oft Neid und Abgunst den Ton. Doch ich will schweigen, damit in Euch nicht der Verdacht entsteht, daß Parteilichkeit gegen das Fräulein aus mir spräche.

Konrad. Noch ist er fern von mir, im Gegentheile stimme ich Euch bei und setze zu dem, was Ihr als Schöpfer der mehresten Gerüchte nanntet, noch Verleumdung. Angenommen aber, daß auch Zimburgis gegen die Männer, die sie

von Zeit zu Zeit vor den andern auszeichnete, Ehrbarkeit und Zucht nie vergessen hätte: so würde sie doch schon dadurch, daß sie nach allgemeiner Bewunderung ringt, daß ihr der Weihrauch, von hundert Gecken gestreuet, lieblicher dünkt als die volle Zueignung eines Einzigen, der Liebe jedes biedern Jünglings unwürdig. Doch warum sehet Ihr mich so finster und verdrossen an?

Heinrich. (verlegen.) That ich dies, so verzeiht es, sehr würdiger Herr, der Macht meiner Empfindung. Tief schmerzt mich der Verdacht, den ich bei Euch gegenwärtig finde; der Verdacht: daß ich das Fräulein lieben und Euch hintergehen könnte. Aber Ihr sollt sehen, daß er mich ungerecht trifft, denn von heut an will ich kein Wort mehr mit Zimburgis reden als die, welche Höflichkeit und Wohlstand mir abpressen.

Konrad. Noch einmahl, mein lieber junger Freund, fern ist der Verdacht von mir, den Ihr bei mir vermuthet. Was ich sprach, war nur Einleitung zu dem, was ich noch zurück behalten habe und Euch nun, als einen Beweis meines Vertrauens zu Euch, mittheilen will.

Heinrich. O sprecht, Herr Marschall! Schon der Gedanke: daß Ihr Vertrauen zu mir habt; macht mich stolz!

Konrad. Ihr kennt das Verhältnis zwischen dem Herzoge von Oesterreich und der Königin von Polen, und werdet gewis mit mir beide bedauern.

Heinrich. Ja, doch verdenke ich es auch zugleich beiden, daß sie wider den Strom schwimmen wollen. Jungfrauen müssen ihren Eltern und Vormündern gehorchen, aber die Königin von Polen widerstrebt dem Rath ihrer Mutter, und verweigert die Bitte des grösten Theiles der polnischen Großen, die sie als ihre Vormünder betrachten sollte.

Konrad. Hätte ich auch wirklich geglaubt, daß Zimburgis Eindruck auf Euer Herz gemacht hätte: so würde ich doch nun vom Gegentheile vollkommen überzeugt seyn, denn keiner, welcher Liebe fühlt, oder nur kennt, wird über diesen Gegenstand wie Ihr urtheilen. Hedwig und Wilhelm liebten sich seit langen Jahren; sie kennen kein Glück, wenn sie es nicht vereinigt genießen sollen, und Ihr müßtet fürwahr das gute Herz nicht besitzen, das ich schon oft in Euch bemerkte, wenn Ihr ihnen das Glück, das sie in ihrer Vereinigung finden werden, nicht wünschen solltet.

Heinrich. O ja ich wünsche es ihnen, aber ich sehe die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches voraus, und würde daher, wenn ich mich in der Stelle des Herzogs von Oesterreich befände, Krakau schnell verlassen, mein Land meinem Bruder übergeben, das Kreuz des erhabenen deutschen Ordens nehmen, und beim Geräusche der Waffen und im Kampfe wider die ungläubigen Litthauer der Geliebten vergessen, mit welcher der Wille des Schicksals mir keine nähere Vereinigung vergönnte.

Konrad. Ihr vergesset, daß unser Ordenskreuz Euer einziger Wunsch ist; Wilhelm hingegen keinen andern kennt als Hedwig; vergesset, daß es überhaupt nicht gut wäre, wenn jeder, dem es in der Welt nicht sogleich nach Wunsche geht, ein deutscher Ritter werden wollte, denn unserm Orden ist mit Männern, die nur Lebensüberdrus zu ihm führt, wenig gedient, und nach etlichen Menschenaltern würde die Hälfte des deutschen Adels ausgestorben und unserm Orden der Zuwachs an jungen Mitgliedern geraubt seyn, wenn ihn jetzt alle annehmen wollten, die mit ihrem Schicksale hadern. Ihr werdet als deutscher Ritter glücklich seyn; unglücklich über jeden Ausdruck hingegen Herzog Wilhelm, denn seine geliebte Hedwig würde sein steter Gedanke und sein Traum bleiben. Nur die Verbindung mit ihr kann sein Glück gründen, und mein Heinrich denkt gewis zu gut, um das Glück zweier Personen nicht befördern zu wollen, die ohne Zweifel seine volle Achtung besitzen.

Heinrich. Diese nöthigen Wilhelm und Hedwig jedem Unbefangenen ab, ob sie schon gegen den Herzog vollkommener seyn würde, wenn er sich die Handlungsweise des Marschalls von Preußen zum Muster nähme. Wie aber sehr würdiger Herr, wäre es möglich, daß ich zur Erfüllung der Wünsche der Königin von Polen und ihres Verlobten etwas beitragen könnte?

Konrad. Sehr leicht; und indem Ihr dies thätet; würdet Ihr zugleich dem Orden, in den Ihr bald werdet aufgenommen werden, einen wichtigen Dienst leisten.

Heinrich. (mit Feuer.) O befehlt über mich, damit ich das wohlthätige Bewußtseyn erhalte: mir um Euern erhabenen Orden ein Verdienst erworben zu haben, wenn es auch nur von geringem Werthe ist.

Konrad. Daß dem Orden Litthauens Vereinigung mit Polen gerechte Besorgnisse machen muß, werdet Ihr ohne weitere Erläuterung einsehen, denn gewis ist Euch aus der Geschichte der vergangenen Zeiten bekannt, wie vieles Blut uns schon die Kriege mit jedem einzelnen dieser Länder kosteten. Trefflich käme es aber unserm Besten zu statten, wenn Herzog Wilhelm König von Polen würde, weil wir an ihm einen Bundesverwandten erhielten, den Einfällen der räuberischen Litthauer zu steuern. Ich habe an unsern hochwürdigen Meister einen Boten abgesendet, im Namen des Herzogs von Oesterreich und der Königin von Polen, von ihn in Preußen eine Freistätte zu verlangen, wohin beide aus Krakau, wo man so ungerecht mit ihnen verfährt, sich flüchten könnten. Sonder Zweifel wird er das Verlangen des gekränkten Paares erfüllen, dann blieben aber noch die Schwierigkeiten zu besiegen übrig, die sich der Flucht der Königin entgegenstellen. Ihr junger Mann seid es, der, zwei der würdigsten Men-

schen zufrieden und glücklich machen, Polen einen trefflichen Regenten geben, Preußens Wohl befördern, und die ungläubigen Litthauer in den Schoos der heiligen Kirche führen kann.

Heinrich. Könntet Ihr zweifeln, ob ich will? Nur einen dieser verbundenen Zwecke zu erreichen, wagte ich willig mein Leben, denn der Gedanke: eine gute That vollbracht zu haben; würde mir Trost im Tode seyn.

Konrad. Ihr werdet also meinem Wunsche um so eher gemäs handeln, da er mit keinem Wagnis für Euch verbunden ist. Jetzt kommen wir zurück, wovon wir ausgingen, zurück zu der schönen Zimburgis.

Heinrich. Was soll aber diese hier?

Konrad. Durch Euch in Bewegung gesetzt; zu allem das Triebrad werden. Nur mit Hülfe einer Vertrauten kann die Königin der Haft entrinnen, in welcher sie der Polen Ungerechtigkeit gefangen hält, und diese hülfreiche Vertraute wird Zimburgis gern werden, wenn Ihr sie darum bittet und durch List dahin zu bringen wisset.

Heinrich. Durch List? Ist diese dem biedern Manne erlaubt?

Konrad. Sie ist es, wenn er etwas Gutes bezweckt und seinen Zweck auf keine andere Weise erreichen kann. Dies ist hier der Fall, und mein Heinrich kann sich kühnlich meiner Leitung vertrauen, sonder Furcht: daß ich ihn einen Weg füh-

ten würde, auf dem er einst mit Reue zurück blikken müste.

Heinrich. Ich fürchte dies nicht, und will gehen, wie der Rath des Mannes, der mein zweiter Vater zu werden versprach, mich leiten wird.

Konrad. Der üble Geruch, in welchem Zimburgis steht, beginnt die Männer von ihr hinweg zu scheuchen; nur Fremdlinge am Hofe oder Wankelmüthige, die von einem Mädchen zu dem andern flattern, gehn noch zuweilen in ihre Schlingen, gewarnt durch ihre Freunde reißen sich aber die ersten bald wieder los, und die Huldigungen der letztern genügen dem klugen Fräulein nicht. Zimburgis wünscht jetzt über das Herz eines Mannes so viele Gewalt zu gewinnen, daß er sie zum Traualtare führe; mag nun Ueberdrus ihrer jetzigen Lebensweise, oder die Absicht: das Spiel, welches hier nicht gut mehr von statten gehen will, an einem andern Orte aufs Neue zu beginnen; diesen Wunsch in ihr hervorgebracht haben. Freuen wird es sie daher, wenn Ihr ihren Bewerbungen um Euch entgegen kommt, wenn Ihr Euch stellt, Liebe gegen sie zu empfinden, und es wird Euch dann nicht schwer werden; sie zur Befreierin der Königin zu machen.

Heinrich. Gern und freudig würde ich dies thun, wenn ich es nicht für unerlaubt hielte, ein Mädchen, auch von zweideutigem Rufe, zu täuschen.

Konrad. Ueberlasset es mir und dem Herzoge von Oesterreich, Euch bei dem Fräulein zu vertreten, und Euern Verlust ihr vergessen zu machen. Durch ein großes Geschenk, welches ihr der Herzog bestimmt hat, wird dies leicht geschehen können, denn vermittelst desselben kann Zimburgis entweder Eure Stelle durch einen andern ersetzen, oder auch ihre jetzige Lebensweise, wenn sie sich in derselben besser gefällt, noch Jahre lang, ohne Furcht vor der Zukunft, fortsetzen.

Heinrichs Geradheit hatte noch mancherlei wider die verwickelte Rolle einzuwenden, die der Marschall von Preußen ihm aufgab, doch zuletzt gelang es diesem, alle seine Bedenklichkeiten zu besiegen. Am wirksamsten bewies sich hierbei Heinrichs Vertrauen: daß ein Mann, wie Konrad von Wallenrod, unmöglich etwas Unerlaubtes von ihm verlangen könnte; und der Gedanke: den deutschen Orden zu nützen; der von dem Marschall mächtig gestärkt wurde.

Konrad ging, dem Herzoge von Oesterreich Heinrichs Bereitwilligkeit kund zu machen, und Heinrich, in welchem von Zeit zu Zeit neue Zweifel empor stiegen, berathete sich mit seinem Werner. Er wurde vollkommen beruhigt, als auch dieser ihm sagte, daß er, um so viel Gutes zu bewirken, ein Fräulein, wie Zimburgis, sonder Beschwe-

schwerung seines Gewissens, ein wenig täuschen könnte.

Bald nachher kam der Marschall zurück, den unkundigen Heinrich in der Art seines Betragens gegen Zimburgis zu unterrichten. Weitläuftig verbreitete er sich über alle Fälle, in welche Heinrich in der Dauer seines Abenteuers mit Zimburgis kommen mögte, sagte ihm auch, daß er Rath von ihm verlangen sollte, so oft er desselben bedürfe. Deutlich zeichnete er ihm sein Benehmen gegen Zimburgis vor und beruhigte ihn über die Bedenklichkeit: daß er, ungeübt in der Verstellung, gegen Zimburgis sich verrathen würde; mit der Versicherung: daß die Eigenliebe des Fräuleins in jeder linkischen Handlung, welcher er sich schuldig machen mögte, nur die Blödigkeit der Jugend erblicken würde.

Voll guter Hoffnung begann Heinrich das schwere Werk. In dem Gefolge des Marschalls erschien er des andern Tages am Hofe, wo Zimburgis mit einer Wendung, als ob sie von ungefähr mit ihm zusammen träfe, ihn bald aufzusuchen wuste. Absichtlich hatte Heinrich einen solchen Platz genommen, wo er wenig beobachtet werden konnte. Er hatte die Miene eines Trauernden angenommen; sein Blick war auf den Boden geheftet, und wenn er sich zuweilen erhob, so sank er jederzeit finsterer wieder nieder.

Ihr scheint traurig, Herr von Plauen — redete ihn Zimburgis an.

Ich bin es Fräulein — antwortete Heinrich.

Zimburgis. Ein junger Ritter wie Ihr soll es aber nicht seyn, sondern seines Lebens und seiner Jugend sich freuen.

Heinrich. Wenn er kann.

Zimburgis. Er kann, wenn er will.

Heinrich. Nur dann nicht, wenn der Gang seines Schicksals ihn zu gerechter Trauer auffordert, wenn Reue über einen genommenen Entschlus ihn peinigt.

Zimburgis. Wäre dies Euer Fall?

Heinrich. Muß er es nicht seyn, da ich den Vorsatz faste, ein geistlicher Ritter zu werden, und mein Mißgeschick mich nach Krakau führte?

Zimburgis. Ihr seyd dunkel.

Heinrich. Ich glaubte verständlich zu sprechen; und ich dächte, daß die schöne Zimburgis mich verstehen müste, wenn ich nicht zu kühn war, mich ihrer Theilnahme zu schmeicheln.

Zimburgis. Dieser könnt Ihr im vollkommensten Grade versichert seyn, unmöglich kann ich aber errathen, warum Ihr bedaurt nach Krakau gekommen zu seyn, da dies doch beinahe der gerade Weg zu Eurer Bestimmung ist.

Heinrich. Traurig nur für mich, daß ich von ihm abgeleitet wurde! Ich sahe Euch, verehrungswerthes Fräulein, und fühllos müste derjenige seyn, den ein Blitz aus Euern Augen traf, und dessen

ganzes Wesen sich dann nicht wider den Gedanken empörte, ein deutscher Ritter zu werden.

Zimburgis: (lächelnd.) Bisher unterschied ich Euch von den gewöhnlichen Männern, die alle Schmeichler sind, jetzt finde ich, daß auch Ihr von diesem Erbfehler Eures Geschlechtes nicht frei seyd.

Heinrich. (ernst und empfindlich.) Fräulein, ich habe Euch verkannt. Wenigstens glaubte ich Euers Mitleides werth zu seyn, und finde nun statt seiner Spott und Zweifel an der Wahrheit eines Geständnisses, das ich nicht länger in meinem Herzen zu verschließen vermogte.

Er riß sich los von dem Fräulein, und mischte sich unter die übrigen Gegenwärtigen, wohin ihm Zimburgis Blicke folgten. Er fand, daß sie mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und ihn um Vergebung zu bitten schienen; und durch den Marschall und Wernern, der den Unterricht des ersten fortgesetzt hatte, auf alles vorbereitet, zog er sich nach und nach wieder zurück, um Zimburgis Gelegenheit zu geben, die Bitte, welche sie bereits durch ihre Blicke geäußert hatte, in Worte überzutragen. Bald näherte sie sich ihm und begann also:

Ich scheine Euch beleidigt zu haben, wenn aber nicht ganz ohne Schuld, doch wenigstens gewiß sonder Absicht. Ich glaubte nicht, daß einige Worte, die im Ganzen so wenig sagten, diesen nachtheiligen Eindruck auf Euch machen könnten, lasset mich ihn aber nun, wenn es möglich ist,

durch die Versicherung verlöschen: daß ich wirklich mehr als Mitleid für Euch fühle.

Dank Euch Fräulein, daß Ihr auf die Wunden, die Ihr schlugt, auch wieder Balsam tröpfelt — rief Heinrich mit Wärme — Beweiset nun aber auch, daß Euch, was Ihr sagtet, wirklicher Ernst ist.

Zimburgis. Und welchen Beweis verlangt Ihr, lieber Zweifler?

Heinrich. Einen Beweis, der zwar für mich von großer Wichtigkeit ist, Euch aber wenig Mühe kosten kann.

Zimburgis. Besser, wenn er mich sie kostete, weil Ihr dann leichter von der Wahrheit meiner Versicherung überzeugt werden würdet.

Heinrich. Ich werde es werden, wenn Ihr mir vergönnt, Euch auf Euerm Zimmer zu sprechen. Ich wünschte Euch mein Herz ganz offen darzulegen, neben meinen Wünschen auch meine Hoffnungen Euch bekannt zu machen, allein hier, vor dieser Menge Zeugen, wage ich es nicht.

Zimburgis. Mich dünkt, daß niemand uns beobachtet.

Heinrich. In diesem Augenblicke nicht, aber vielleicht in dem nächsten, und ich wünschte länger als zwei oder drei Augenblicke mit Euch zu sprechen.

Zimburgis. Wohl ich will wagen, was ängstliche Sorgfalt für meinen guten Ruf mir freilich verbieten sollte; will einen Fremden, den ich erst

seit wenig Tagen kenne, die Thür meines Gemaches öffnen. Morgen um die jetzige Zeit werdet Ihr mich daselbst finden, und auf der Gallerie soll Euch mein Mädchen erwarten, um Euch den Weg zu zeigen.

Zimburgis bemerkte zwar an Heinrichen über die Erlaubnis, die sie ihm gab, nicht die Freude, die sie darüber erwartet hatte, doch verlor er hierdurch nichts bei ihr, weil sie glaubte, daß der Ausbruch derselben absichtlich von ihm verborgen würde, um sich den Gegenwärtigen nicht zu verrathen. Auch sie wollte dieser Gefahr entgehen und forderte daher selbst Heinrichen auf, sie jetzt zu verlassen, damit sie keinen Argwohn wider sich rege machten, denn man begann zu bemerken, daß sie sich mit einem Zöglinge für den deutschen Orden mit Wärme unterhielt.

Heinrich verlor sich deshalb wieder unter die übrigen gegenwärtigen Männer, und Zimburgis ging zu den Frauen der Königin, von welchen sie einige mit einem bedeutenden Lächeln empfingen, weil ihr geheimes Gespräch mit Heinrichen ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen war. Keine von ihnen, so wie keiner von den anwesenden Polen, ahndete jedoch Gefahr von diesem Gespräche, weil man es schon gewohnt war, die schöne Zimburgis mit blühenden Jünglingen in anziehende Unterhaltungen über ihre eigene Angelegenheiten verwickelt zu sehn.

Nicht lange nachher verlies der Marschall von Preußen das königliche Schlos. Nach der Heimkunft ertheilte ihn Heinrich treulichen Bericht von seinen Verrichtungen, und Herr Konrad war vollkommen mit ihm zufrieden. Er gab ihm nun Vorschriften über sein ferneres Benehmen, welche Heinrich pünktlich zu befolgen versprach, ob er schon nicht ohne Furcht an den künftigen Tag denken konnte: weil ihn die Besorgnis quälte: daß Zimburgis seine Verstellung entdecken mögte.

Er unterhielt sich mit Wernern über diesen Gegenstand, der nun über die Art, wie er sich gegen Zimburgis benehmen sollte, mehr ins Einzelne ging als der Marschall von Preußen. Er ermahnte ihn, gleich beim Eintritte über ihre Gunst gegen ihn Freude zu äußern, und wenn sich Zimburgis über das wenige Feuer derselben beklagte, die Furcht: daß ihr Plan nicht gelingen mögte; als die Ursache seiner Verminderung zu nennen.

Die bestimmte Stunde erschien, und Heinrich eilte nun in das königliche Schlos, wo er Zimburgis Mädchen fand, das ihn zu dem Fräulein führte, sich dann aber schnell wieder entfernte. Die Furcht sich zu verrathen sprach aus jedem seiner Blicke, wie aus allen seinen Handlungen, Zimburgis war aber gütig oder eitel genug, dies alles nur als Ehrfurcht oder Blödigkeit des unerfahrnen Jünglings gelten zu lassen.

LB Coburg

Als zweiter Sohn meines Vaters — begann Heinrich nach einigen gewechselten Reden, die wir hier nicht anführen wollen — zu einem geistlichen Ritter erzogen, damit dem Erstgebohrnen das väterliche Erbe nicht vermindert werden sollte, kannte ich noch vor wenig Tagen keinen andern Wunsch: als in einem Mantel, mit dem Kreuze der Marianer geziert, mich hüllen zu dürfen; aber ich sahe Euch, Trefflichste Euers Geschlechtes! und andere Wünsche flammten in mir empor, von denen ich Unerfahrner mich auf immer frei gewähnt hatte. O daß die liebenswürdige Zimburgis sie erfüllen und eines Glückes mich theilhaftig machen mögte, das mir noch vor kurzen ganz unbekannt war, von dessen Erhabenheit über jedes andere Erdenglück ich mich aber nun lebhaft durchdrungen fühle.

Werners Vorschrift gemäß ergriff jetzt Heinrich des Fräuleins schöne Hand, sie an seine Lippen zu führen. Sanft und warm drückte Zimburgis die seinige, und Heinrich empfand die Wirkung dieses Druckes durch jede seiner Nerven. Er fühlte ungewohnte Empfindungen in sich hervor gehen, die aber doch ihre Macht nicht so ausschließend über ihn bewiesen, um den Zuruf des Verstandes: vergis nicht, daß du dich dem deutschen Orden gelobtest, zu überhören.

Ich denke — nahm jetzt Zimburgis mit sittsam nieder sinkenden Augen, das Wort — daß Ihr

es gern hören werdet, wenn ich ganz aufrichtig mit Euch spreche.

Heinrich. Dies meine Bitte.

Zimburgis. Sie zu erfüllen, meine Pflicht. Den Wunsch, der einen ältern aus Euern Busen verdrängt hat, würde mein Herz wohl gewähren, aber mein Verstand — — —

Heinrich. (sie unterbrechend.) Ich verstehe Euch Fräulein! Der Gedanke: daß mein Vater der Veränderung meiner Wünsche seine Beistimmung nicht geben würde; gibt zu den Einwendungen Euers Verstandes den Ton an.

Zimburgis. So ist es, und mich dünkt, daß dieser Ton sehr richtig ist.

Heinrich. Dennoch würde es mir nicht schwer werden, einen andern, noch richtigern, Ton anzustimmen, wenn wirklich Euer Herz mit meinem Wunsche nicht in Misklang steht. Gestern hörte ich den Herzog von Oesterreich sagen, daß er dem, der seine rechtmäßige Braut aus ihrem prächtigen Kerker lösen könnte, ein Geschenk von tausend Mark Silbers geben und ihm die schönste Burg in seinem Lande zum Lehen reichen wollte. Sprechen in Euern Herzen die Gefühle, welcher das meinige voll ist, o so werdet Ihr mir Gelegenheit geben, diesen reichen Lohn zu verdienen; und Heinrich von Plauen, dessen Eigenthum sich jetzt auf ein Streitros und ein gutes Schwerd beschränkt, könnte Euch dann in eine köstliche Burg

führen, und Euch bitten die Gebieterin darin zu werden, wie Ihr es über ihn selbst seyd.

Zimburgis. Ein kühner Plan! Aber sagt, hattet Ihr ihn schon entworfen, als wir uns gestern sprachen?

Heinrich. Ja schon damahls war er völlig entwickelt.

Zimburgis. Und doch wart Ihr so traurig?

Heinrich. Furcht: daß die Liebenswürdigste unter Polens edeln Jungfrauen mir ihre Hand zur Ausführung verweigern würde; drückte mich nieder; und Ihr werdet sie wiederkehren sehn diese Furcht, sammt ihrer Folge, wenn Ihr das wichtige Versprechen, in diesem schönen Plane meine Gehülfin zu werden, noch lange zurück haltet.

Zimburgis. Ihr seyd stürmemd und vergesset, mit welcher Gefahr das Wagnis verbunden ist, zu welchem Ihr mich auffordert.

Heinrich. O Fräulein, jetzt sprach Euer Herz, aber es schwieg, da Ihr vorhin sagtet, daß Ihr mich liebtet!

Zimburgis. Nein es sprach auch vorhin!

Heinrich. Und ich sage, nein Ihr liebt mich nicht!

Zimburgis. (ihn umarmend.) fühle es Zweifler und verstumme!

Heinrich. Liebe kennt keine Gefahr.

Zimburgis. (lächelnd.) Geistlicher Ritter, wer lehrte Dich dies?

Heinrich. (mit Wärme.) Mein Gefühl. Sprich und ich klimme den steilsten Felsen hinan, oder winde mich den tiefsten Abgrund hinab!

Zimburgis. Euer Muth belebt den meinigen. Ja ich will es wagen! Aber sagt, was ich zur Flucht unserer guten Königin, deren trauriges Schicksal mich schon manche Thräne gekostet hat, werde beitragen können.

Heinrich. Ihr müst sie im Innern des Schlosses befördern, indem sie durch den Herzog von Oesterreich und seiner Freunde von aussen vorbereitet wird Mich dünkt, daß es genug seyn wird, wenn Ihr nur der Königin die Mittel zur Flucht in die Hände liefert.

Zimburgis. Habt Ihr aber von dem Herzoge Auftrag zu dem, was Ihr mir sagt?

Heinrich. Noch ist alles blos Gedanke und Plan von mir, die Erfüllung des sehnlichsten meiner Wünsche herbei zu führen; ich werde aber als Bevollmächtigter des Herzogs mit Euch sprechen können, sobald ich meinen Plan kund mache; und damit Euch um so weniger ein Zweifel übrig bleibt, möget Ihr dann die Schrift verwahren, in welcher Euch der Herzog tausend Mark Silbers versprechen soll. Es ist billig, daß wir den Lohn theilen, bis er dereinst wieder in eins zusammen schmilzt, wenn die liebenswürdige Zimburgis einen abtrünnigen geistlichen Ritter zum glücklichsten Burgherrn in Oesterreich macht.

Zimburgis. Nein Ihr müsset diesen Sold allein behalten, damit Ihr sehet, daß ich nur aus Liebe für Euch und aus Mitleid für meine beklagenswerthe Königin handele.

Heinrich. Jetzt, Fräulein, wollen wir uns darum nicht streiten, mich aber lasset eilen, den ersten Schritt zum Ziele zu thun, indem ich mich dem Herzoge von Oesterreich entdecken. Bald kehre ich mit seiner Verschreibung und mit seinen Bitten an Euch zurück.

Zimburgis. Dies möchte heut unbemerkt nicht geschehen können, und überhaupt wäre es wohl gut, wenn Ihr mich, um jedem möglichen Verdachte vorzubeugen, nicht wieder im Schlosse besuchtet. In dem Hause zur rechten Seite des Klosters der Ursulinerinnen wohnt eine Freundin von mir, deren Verschwiegenheit ich ganz vertrauen kann. Dort werdet Ihr mich morgen, um die Zeit der Frühmetten, treffen, und dies mag in einem einsamen Zimmer geschehen, weil Ihr doch vielleicht wohl in die Verschwiegenheit meiner Freundin einen Zweifel setzen könntet.

Heinrich. Ich komme, doch möchte ich Euch wohl bitten, Eurer Freundin die wahre Ursache unserer Zusammenkunft nicht zu sagen, sondern eine vorgebliche zu erdichten, von welcher Ihr mich unterrichten werdet.

Zimburgis. Auch dies soll geschehen, ob ich mich nun gleich meiner Freundin in einem Lichte

zeigen muß, das leicht Schatten auf meinen Charakter werfen könnte.

Heinrich ging, worauf Zimburgis Marien, ihrem Mädchen rief, mit dieser Vertrauten sich über das Abenteuer zu berathen, das sie unternehmen wollte. Heinrichs Betragen hatte ihr mancherlei Zweifel übrig gelassen; sie glaubte darin mehr Eifer für die Befreiung der Königin, als Liebe für sie selbst zu sehen, und erzählte nun Marien ihr ganzes Gespräch mit ihm, umständlicher als wir es unsern Lesern mitgetheilt haben. Vorzüglich verweilte sie sich lange bei der Schilderung von Heinrichs Mienen und Handlungen, ihre Vertraute hierdurch in den Stand zu setzen, ein richtigeres Urtheil über ihn zu fällen.

Marie war ganz der Meinung, daß Heinrich blos auf Vollmacht des Herzogs von Oesterreich handelte, und seine Liebe für ihre Gebieterin nur leerer Vorwand wäre. Zimburgis fand dies selbst immer wahrscheinlicher; sie fühlte heimlichen Zorn, daß ein so unerfahrner Jüngling, wie Heinrich schien, es wagen wollte, sie zu täuschen. Beleidigte Eigenliebe hätte sie beinahe zu dem Entschlusse bewogen, aller Theilnahme zu Hedwigs Befreiung zu entsagen, Marie suchte sie aber anderes Sinnes zu machen.

Genau erwogen, edles Fräulein — sprach die Zofe gar klüglich — kann es Euch wohl gleichgültig seyn, ob der Herr von Planen Euch

liebt oder nicht, wenn er nur die Verschreibung des Herzogs von Oesterreich richtig in Eure Hände liefert. Gesellt Ihr zu den Reizen, die schon so manches Ritters Hirn verwirrten, noch solchen stattlichen Reichthum, so mögt Ihr unter den Grafen und Herren in Deutschland nach Gutbefinden wählen, denn jeder wird sich glücklich schätzen, der Gemahl eines so schönen und reichen Fräuleins zu werden; solltet Ihr aber an dem Junker von Plauen ausschließendes Behagen finden: so denke ich, wird es Euch nicht schwer werden, auch ihn Euch gänzlich zu eigen zu machen, denn er hat schon so deutliche Merkzeichen von sich spüren lassen, welchen tiefen Eindruck Eurer Reize auf ihn wirkten, daß ich mich für gewiß überzeugt hatte, ihn den feurigsten Verehrer derselben zu sehen, wenn Ihr ihm nur die Macht derselben öfter und stärker fühlen lasset wie bisher.

Zimburgis erkannte das Gute von Mariens Rathe, weshalb sich ihr Zorn legte und der Entschlus, Marien zu folgen, fest in ihr wurde. Des andern Morgens ging sie zur bestimmten Zeit zu der Freundin, neben dem Kloster der Ursulinerinnen. Sie hatte nicht nöthig, wegen Heinrichs nahen Erscheinen auf einen Vorwand zur Entschuldigung zu sinnen; die gutherzige Freundin hielt immer ein Gemach für Zimburgis bereit, in welchem sie ihr schon mit mehr als einem jungen Ritter Herberge gegeben hatte, ohne sich um die Ursache ihrer Zusammenkunft zu bekümmern.

Heinrich kam zur festgesetzten Stunde, und nun war es sein erstes, die Verschreibung des Herzogs von Oesterreich den schönen Händen des Fräuleins zu übergeben. Lange weigerte sie sich, sie anzunehmen, doch siegten endlich Heinrichs dringende Bitten. Heinrich fragte hierauf das Fräulein, ob sie sammt ihrer Gebieterin vermittelst einer Strickleiter würde entfliehen können, weil ihnen wahrscheinlich jede andere Gelegenheit zur Flucht genommen werden würde. Er erhielt darüber befriedigende Antwort und versprach, Zimburgis die Strickleiter zu bringen, sobald der an den Hochmeister von Preußen abgesendete Bote würde zurück gekommen seyn.

Dieser zögerte zwei Tage länger, als man vermuthet hatte, wodurch nicht nur die Ungeduld des Herzogs von Oesterreich und seiner bekümmerten Verlobten auf das äußerste gebracht, sondern auch unser Heinrich in Verlegenheit gesetzt wurde.

Es verbreitete sich das Gerücht, daß Herzog Jagello bald nach Krakau kommen würde, um sich taufen zu lassen, nach dem Willen der polnischen Großen die Regierung ihres Landes zu übernehmen, und sich mit ihrer Königin zu vermählen. Nicht wenig wurden Wilhelm und Hedwig hierdurch beunruhigt, doch gaben sich beide den Schein, als wenn sie es nicht wären. Sie äußerten oft die Hoffnung: daß Jagello gerechter und billiger denken würde als der gröste Theil der Polen; daß er nicht ein Herz verlangen würde, welches nicht

mehr frei wäre, wenn ihn auch wirklich Herrschbegierde veranlassen sollte, nach fremden Eigenthume seine Hand auszustrecken.

Wilhelm schien die Ankunft des Herzogs von Litthauen abwarten zu wollen, um von ihm seine Verlobte zu begehren; und um allen Verdacht der Polen zu entfernen, daß er sich durch andere Mittel würde zu eigen zu machen suchen, worauf er freilich unleugbare Rechte hatte, vermied er es jetzt, die Königin zu sehen, so wie ihn diese nicht mehr in seiner Herberge besuchte. Durch Heinrichen und Zimburgis gaben sie sich gegenseitig Nachricht und ließen sich Trost sagen.

So gern auch unser Heinrich der Königin von Polen und ihrem Geliebten gefällig war, um hierdurch seinen Eifer für das Beste des deutschen Ordens zu beweisen: so zwangvoll und so ganz wider seine Wünsche waren ihm hingegen die geheimen Zusammenkünfte mit Zimburgis, wozu er sich täglich zweimahl genöthigt sahe. Lästig muste es ihm werden, Empfindungen zu heucheln, von welchen sein Herz nichts wuste, doch war dies nicht die einzige Ursache, warum er die Rückkehr des Boten aus Preußen sehnlich wünschte; Furcht: daß längerer Umgang mit Zimburgis ihm gefährlich werden könnte; war die zweite, nicht minder wichtige.

Unsere Urschriften melden nicht, ob sich Zimburgis, neben den versprochenen tausend Mark, auch nach der Burg sehnte, die Heinrichen von dem

Herzoge von Oesterreich war verheißen worden, oder ob vielleicht blos Heinrichs männliche Schöne den Vorsatz in ihr hervor brachte, sein Herz zu fesseln, doch berichten sie, daß sie sich dieses zum eifrigsten Geschäft machte. Sie überzeugte sich immer deutlicher, daß der Verdacht, der sich ihr gleich Anfangs aufdrang: Heinrich verstellte sich nur gegen sie, um dem Herzoge von Oesterreich zu nützen, vollkommen richtig war; eingedenk aber der Macht, die ihre Reize schon auf so viele Männer bewiesen hatten, gab sie die Hoffnung nicht auf, die Gefühle wirklich in ihm zu entzünden, deren Gegenwart er vorgeben muste, um die angefangene Rolle auszuspielen.

Sie wuste seine Achtung zu gewinnen, weil sich aber aus dieser nicht so schnell, als sie wünschte, Liebe entwickelte, veränderte sie ihren Plan, und suchte sie durch Aufreizung seiner Sinnlichkeit zu entflammen. In ihrem Verhältnisse mit Heinrichen konnte dies geschehen, ohne die strenge Sittsamkeit zu beleidigen, die sie gegen ihn zu behaupten wuste. Seine Rolle brachte es mit sich, ihr zuweilen Liebkosungen zu machen, die dann immer Zimburgis mit größerm Feuer erwiederte.

Mit ängstlicher Besorgnis für seine Ruhe gestand Heinrich seinem Werner, daß schon einigemal der Wunsch in ihm aufgeflogen wäre: sich nicht für das geistliche Ritterschwerd bestimmt zu haben; wenn Zimburgis schöner Mund den seinigen

mit glühenden Küssen bedeckt, ihr schwellender Busen an seiner Brust gewogt hätte.

Werner erinnerte ihn dann jederzeit, daß er eben dadurch seinen Beruf zum geistlichen Ritter beweisen könnte, wenn er muthvoll und stark der Versuchung widerstände. Zugleich rief er alles in Heinrichs Gedächtnis zurück, was das Gerücht Nachtheiliges von den verführerischen Fräulein sagte, und fand in ihren Betragen gegen ihn Beweis von der Richtigkeit dieses Gerüchtes, aber dennoch wünschte Heinrich, aus Mistrauen gegen seine Stärke, und um dem Gelübde, das er im geheim schon geleistet hatte, nicht untreu zu werden, jede Stunde, mit immer steigender Sehnsucht, den Boten aus Preußen zurück.

Wirklich war auch die Gefahr für seine Ruhe und die Erschütterung des Entschlusses, der so viele Jahre fest gestanden hatte, schon nahe. Er begann für Verleumdung zu halten, was das Gerücht der schönen Zimburgis nachsagte, und gestand sich selbst, daß sich ihm in der ganzen Dauer der Laufbahn, die er als deutscher Ritter beginnen wollte, wohl schwerlich solche beglückende Gefühle darbieten mögten, wie sie durch jede seiner Nerven zitterten, wenn Zimburgis traulich den Lilienarm um seinen Nacken schlang, oder an seinen Busen sank, und ihn mit heißen Küssen ihrer Zärtlichkeit versicherte.

Wäre Heinrichen das Abenteuer, in welches er jetzt verwickelt war, ganz unvorbereitet aufge-

stoßen: so würde wohl freilich sein Entschlus, so fest er auch stand, bis in seine Grundfesten erschüttert worden seyn; leichter wurde ihm aber der Kampf wider die Lockungen des schönen Fräuleins und wider die Macht seiner Sinnlichkeit, weil er sich, bevor er das Abenteuer bestand, mit Standhaftigkeit bewaffnet hatte, und weil er durch die Stimme des Gerüchts, durch den Marschall von Preußen und Wernern vor seine Ohren gebracht, wider Zimburgis war eingenommen worden.

Endlich kehrte der längst erwartete Bote aus Preußen wieder heim, und brachte dem Herzog vom Hochmeister die freudige Nachricht, daß er ihm, unter den Bedingungen, die Wilhelm bereits mit dem Marschall Konrad von Wallenrod beredet hatte, gern eine Veste in Preußen öffnen wollte, mit seiner Verlobten sich dahin zu flüchten. Der Hochmeister hatte auch einigen Gebietigern des Ordens an der polnischen Gränze Befehl gegeben, ihre Ritter und Ordensknechte im geheim zusammen zu ziehen, um den Herzog damit zu empfangen, und ihn wider die wahrscheinlichen Nachsetzungen der Polen schützen.

Wilhelm glaubte nun keine Zeit verlieren zu dürfen, den gereiften Plan auszuführen. Durch die gewöhnlichen Vermittler lies er seiner Geliebten die erhaltene fröhliche Botschaft aus Preußen hinterbringen und sie bitten, daß sie sich der nächsten Mitternachtstunde der Strickleiter bedienen mögte, die ihr Zimburgis schon vor etlichen Tagen

gegeben hatte. Freudig versprach Hedwig seinem Wunsche, mit dem der ihrige zusammentraf, gemäs zu handeln, worauf Wilhelm auch im Kloster des heiligen Franz zur Flucht die nöthigen Anstalten machte.

Die Vorsorge des Abtes Jakob hatte ihm einen Weg bereitet, auf dem er mit seiner geliebten Beute aus dem Klostergarten in das Frei entkommen konnte, wo er, auf die Geschwindigkeit seiner Rosse sich verlassend, vor den Nachsetzungen der Polen sicher zu seyn hoffte.

Oefters hatten der Marschall von Preußen und die übrigen deutschen Ritter den Herzog von Oesterreich in seinen Kloster besucht. Auch heut waren sie bei ihm, kehrten aber zur Nachtzeit nicht wieder heim, weil sie den Herzog begleiten wollten, da sie sich nach seiner Flucht wenig Sicherheit in Krakau versprechen konnten.

Als die entscheidende Stunde herannahete, machte sich der Herzog mit Siegmunden von Herberstein und einigen andern Edeln nach dem Schlosse auf den Weg, voll Hoffnung, sich nun bald am Ziele seiner Wünsche zu sehn, doch auch nicht ohne Besorgnis, wozu er doppelte Veranlassung hatte. Von der Wachsamkeit der Polen lies es sich vermuthen, daß sie ihre Königin auch zur Nachtzeit genau beobachten würden, und mit diesem Gedanken muste sich nothwendig die Furcht: den schön erdachten Plan vereitelt zu sehn; verbinden. Doch auch ohne fremde Mitwirkung war die Ausführung

desselben nicht ohne Gefahr; diese stellte sich der Geliebten Wilhelms auf dem Wege entgegen, den sie aus dem Schlosse nehmen muste, da sie genöthigt war, auf der erhaltenen Strickleiter von einer schwindelnden Höhe herabzugleiten.

In weite Mäntel gehüllt näherte sich Herzog Wilhelm mit seinen Gefährten den Fenstern, aus welchen seine Geliebte zu ihm eilen wollte. In dem einen derselben sahe er eine weibliche Gestalt stehen, und um sich zu überzeugen, ob es Hedwig wäre, gab er mit seinem Hute ein verabredetes Zeichen, welches Hedwig aus dem Fenster erwiederte. Wilhelm trat jetzt unter dasselbe, und Hedwig war schon im Begriffe die Strickleiter hinunterzuwerfen, als sie nicht fern von dem Schlosse ein Geräusch vernahm. Sie wollte die Ursache desselben erst vorüber lassen, und Wilhelm, der es ebenfalls gehört hatte, glaubte sich von den Fenstern in Hedwigs Zimmer zurückziehen zu müssen. Er hoffte, daß Hedwig ihn verstehen würde, und nahm langsam den Rückweg nach der entgegengesetzten Seite des Schlosses.

Das Geräusch kam näher, Wilhelm erkannte das Getös einer Schaar Menschen, und weil er sich nicht gern allzuweit von Hedwigs Zimmer entfernen wollte, näherte er sich wieder dem verlassenen Standpunkte. Jetzt war er den Herankommenden, in denen er eine Rotte polnischer Trabanten entdeckte, bis auf einige Schritte nahe gekommen. Der Anführer der Trabanten verlangte zu

wissen, wer die Menschen wären, die sich um eine so ungewöhnliche Zeit noch auf der Straße befanden. Einer genommenen Abrede zu Folge gab Herzog Wilhelm sich und seinen Gefährten für Diener des Woywoden Davelizky aus, die in die Wohnung ihres Herrn zurück kehren wollten.

Nein Ihr seyd Oesterreicher — rief der Hauptmann der Trabanten — die hieher gekommen sind, irgend einen bösen Anschlag zu vollbringen. Eure Sprache verräth Euch, und mir befiehlt meine Pflicht, Euch in Verwahrung zu behalten, bis morgen untersucht werden kann, was Ihr hier wolltet.

Ja — rief Ritter Siegmund — ich bin ein Oesterreicher und zwei dieser Herren sind es auch. Der Woywod Davelizky lies uns zu sich rufen, und nun verlange ich, Ritter Siegmund von Herberstein, im Namen meines gnädigen Herrn, daß Ihr uns entweder unangefochten zu dem Woywoden gehn, oder uns wieder heimkehren lasset in unsere Herberge, denn Ihr müsset edle Männer, die friedlich und schier unbewaffnet daher kommen, nicht wie Räuber behandeln wollen.

Diese entschlossene Rede des Ritters Siegmund half dem Herzog aus augenscheinlicher Verlegenheit. Der Hauptmann der Trabanten wankte in seinem Entschlusse und antwortete endlich Siegmunden.

Wohl, Herr Ritter, ich will Euch fürder ziehen lassen, doch gefalle es Euch, in Eure Herberge zurückzukehren, wohin ich Euch begleiten und

Euern Herrn, den Herzog, bitten will, seine Diener forthin zur Nachtzeit fein daheim zu behalten.

Da hierdurch Wilhelms ganzer Plan vereitelt wurde, suchte Ritter Siegmund den Trabantenhauptmann dahin zu vermögen, daß er sie gehen lassen mögte, wohin es ihnen gefiele, allein dieser wich nicht ab von seiner vorhin gegebenen Erklärung, und Herzog Wilhelm sah sich genöthigt, begleitet von ihnen, still und traurig den Rückweg nach dem Kloster zu nehmen. Sein Plan war nun wenigstens für heute vereitelt, wenn auch die Ausführung desselben von der Wachsamkeit der Polen, durch den heutigen Vorfall verstärkt, nicht auf immer verhindert werden sollte.

Die Trabanten verließen das Kloster bald wieder, ein ausgeschickter Klosterknecht kam aber mit der Nachricht zurück: daß etliche von ihnen nicht fern davon verweilten; wahrscheinlich um die Oesterreicher zu beobachten. Wilhelm konnte also heut, nach dem ersten verunglückten Versuche, keinen weitern wagen, da noch überdies zu vermuthen war, daß rings um das königliche Schlos Lauscher seyn würden.

Am Morgen bat der Herzog unsern Heinrich, in das Haus zu eilen, wo er bisher mit Zimburgis zusammen gekommen war. Heinrich fand diese schon bei seiner Ankunft, und wurde von ihr mit einer Schilderung der Unruhe unterhalten, die in der verflossenen Nacht das Loos ihrer Gebieterin

gewesen wäre, ob sie gleich Siegmunds Gespräch mit dem Hauptmann der Trabanten gehört und für Wilhelms Sicherheit nichts gefürchtet hätte.

Gemeinschaftlich wurde von Wilhelm und seiner Verlobten beschlossen, in der künftigen Nacht nichts zu unternehmem, sondern nur zu forschen, auf welche Art es ihnen, in der darauf folgenden, möglich werden mögte. Von ewiger Dauer schien beiden der Tag und die folgende Nacht, die sie schlaflos zubrachten. Wilhelm aus Unruhe; Hedwig, um zu forschen, was um sie her vorging.

Sobald der Morgen heran dämmerte, ging Heinrich auf die Bitte des Herzogs in die Wohnnng der Freundin Zimburgis, wo er aber einige Zeit verweilen muste, ehe das Fräulein erschien. Sie klagte ihm: daß gestern mit Einbruch der Nacht das Aeußerste von den Zimmern der Königin wäre verschlossen worden, und daß mit dem Schlage der zehnten Stunde eine Anzahl Trabanten die ganze Nacht hindurch vor dem Schlosse hätte auf und ab gehen müssen.

Ich glaube — setzte sie hinzu — daß jeder Versuch, auf die Art zu entkommen, wie wir es gestern hofften, vergebens seyn wird, gebe aber dennoch die Hoffnung nicht auf, mit meiner gnädigsten Frau Königin in Eure und Eures Herrn Arme zu fliehen, wenn Ihr uns Werkzeuge, das Schlos von innen zu öffnen, und unkenntliche Kleider verschaffen könnt.

Dies versprach Heinrich, und Zimburgis fuhr fort:

Morgen sagt man, würde Jagello eintreffen, weshalb auf dem Schlosse große Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht werden. Unaufhörlich geht ein großes Gewühl von Menschen hin und wieder, und die Bewohner des Schlosses selbst sind so geschäftig, daß sie auf die Königin wenig Acht geben, sobald, mit Einbruch der Nacht, das Aeußerste ihrer Gemächer verschlossen ist. Gestern wär ich ganz allein bei ihr, außer einer alten Kammerfrau, der das Gehen sauer wird, und die sich damit begnügte, die Fenster zu beobachten, die auf die Straße gehen, weil man vielleicht fürchtet, daß sich die Königin ihrer Strickleiter bedienen mögte, ehe die Trabanten ihren Wachgang vor dem Schlosse beginnen. Anfangs wollte man mich nicht bei der Königin lassen, verstattete es aber, weil sie darauf drang, um im Gespräche mit mir einigen Trost zu finden, und weil man wahrscheinlich nicht glaubte, daß ich die Kraft besäße, durch verschlossene Thüren zu gehen, die mir aber heut mein Heinrich verschaffen wird. Die übrigen Frauen sind heut unfehlbar mit den Einrichtungen im Schlosse so eifrig beschäftigt wie gestern, und wenn ich dann mit meiner alten Gefährtin allein bei der Königin seyn werde, gehe ich mit dieser in das äußerste Gemach, öffne das Schlos, werfe ihr und mir schnell die Kleider über, die Ihr uns verschaffen werdet, und gehe dann dreust mit-

ten unter das Gewühl im Schlosse hin, denn man wird uns für ein Paar von den Weibern halten, die sich damit beschäftigen es zu reinigen und zu putzen. Ich habe den ganzen Plan schon mit der Königin beredet, und ob sie gleich zur Ausführung desselben weniger Vertrauen hat wie ich: so willigt sie doch darein, weil sie erkennt, daß dies die einzige Möglichkeit ist, ihrer Haft zu entrinnen.

Heinrich entfernte sich mit dem Versprechen: in etlichen Stunden wieder zu kommen und alle zur Flucht nöthige Dinge der Freundin Zimburgis zu überbringen, welche sie dann in die Hände des Fräuleins liefern sollte, weil diese es nicht wagte, das Schlos heut noch einmahl zu verlassen. Der Herzog gab gern seine Beistimmung zu Zimburgis Plan, doch äußerte auch er die Zweifel wider die glückliche Vollendung desselben, von welchen, nach Zimburgis Versicherung, Hedwig beunruhigt wurde.

Ein Vertrauter des Abtes Jakob verschaffte dem Herzog von Oesterreich die Dinge, welche Zimburgis zur Beförderung der Flucht verlangt hatte; Werkzeuge zur Oeffnung des Schlosses und zwei Anzüge, in welchen Hedwig und Zimburgis; in der Gestalt arbeitsamer Frauen, durch das Gewühl im Schlosse sich stehlen wollten. Diese Sachen wurden in ein Päckchen verschlossen, das von Wernern in das Haus der Freundin Zimburgis getragen und von Heinrichen ihr zur weitern Beförderung übergeben wurde. Heinrich wartete im Hause, bis nach ihrer Zurückkunft aus dem königs

lichen Schlosse, und erhielt nun von ihr ein Schreiben der Königin an ihren Geliebten.

Hedwig meldete darin dem Herzoge, daß sie sich dem Woywoden Davelizky entdeckt und von ihm ein Versprechen der lebhaftesten Theilnahme an ihrem Plane erhalten hätte. In einem Hause, nicht fern vom Schlosse, wollte Davelizky ihrer warten und einen Wagen bereit halten, um sie mit ihrer Gefährtin schneller nach dem Kloster zu bringen, wo der Herzog, samt den Seinigen, mit dem Einbruche der Nacht bereit seyn mögte, sie zu empfangen, und die Flucht dann unverzüglich zu beginnen.

Mit banger Ungeduld sahen nun der Herzog und seine Freunde dem Anbruche des Abends entgegen, auch blieb unser Heinrich nicht ruhig dabei, Theils aus Theilnahme an dem Schicksale des gekränkten Paares, Theils aus Besorgnis für sich selbst. Diese wurde durch die Verbindung veranlast, in die er, aus Gefälligkeit gegen dem Herzog von Oesterreich und aus Eifer für den Vortheil des deutschen Ordens, mit dem Fräulein Zimburgis getreten war.

Zuweilen regte sich zwar wohl ein Gedanke in seinem Busen, diese Verbindung noch fester knüpfen zu können, allein die Begierde: als Mitglied des deutschen Ordens sich Ruhm und Ansehn zu erwerben; war noch zu mächtig in ihm, um jenen Gedanken zum Wunsche oder Entschlusse empor wachsen zu lassen. Dies zu verhindern machte sich auch

Werner, mit dem sich Heinrich unterhielt, so oft er sich einige Augenblicke abmüßigen könnte, zum eifrigsten Geschäft, in dem er ihn oft an die glänzende Laufbahn als deutscher Ritter und an Zimburgis zweideutigen Ruf erinnerte.

Der Marschall von Preußen, welcher Heinrichs Besorgnis in seinen Augen las, hatte ihm heut die Versicherung erneuert: seine Verbindung mit Zimburgis, ohne allen Nachtheil für ihn aufzulösen; ein Versprechen das ihn jedoch nicht ganz beruhigte. Er fürchtete, daß dieses Abenteuer seinen Charakter in ein nachtheiliges Licht stellen mögte, und er wünschte, selbst der verrufenen Zimburgis, nicht auf eine solche Weise zu erscheinen.

Vertraut mit dem Plane, den Herzog Wilhelm heut auszuführen hoffte, kam der Marschall von Preußen mit seinen Gefährten in das Kloster, dem vorhergenommenen Entschlusse gemäß, die Fliehenden zu begleiten. Herr Konrad sendete seinen Kompan *) an die preußische Gränze; den Komthur, welchen der Hochmeister die Beschützung des Herzogs aufgetragen hatte, von der nahen Ankunft desselben zu benachrichtigen, und lies es sich nun angelegen seyn, dem unruhigen und zweifelhaften Wilhelm zu trösten, und in ihm die Hoff-

*) Kompan war bei den Vornehmen unter den deutschen Rittern das nämliche, was der Leibknappe bei den weltlichen Rittern war, wie dies auch schon der Name deutlich besagt.

nung zu beleben: daß er mit seiner Verlobten glücklich entkommen würde.

Des nämlichen Geschäfts, welches der Marschall von Preußen bei dem Herzoge von Oesterreich übernahm, unterzog sich Zimburgis bei der Königin, die des Trostes nicht weniger nöthig bedurfte wie ihr Geliebter, dem die Schwierigkeiten, die sich ihrer Flucht entgegenstellten, machten, daß sie das Gelingen derselben mehr bezweifelte als hoffte.

Das geschäftige Gewühl im Schlosse war heut nicht minder groß wie gestern, daher Zimburgis glaubte, um so leichter entkommen zu können. Mit einbrechender Nacht, wurde das Vorzimmer vor Hedwigs Gemächern verschlossen, und nun sahe sich die Königin allein mit Zimburgis und mit der alten Kammerfrau, der man schon gestern die Obhut über sie aufgetragen hatte.

Zimburgis gedachte die Ausführung ihres Planes zu verschieben, bis sie durch die völlige Finsternis der Nacht erleichtert werden könnte, um aber bis dahin nicht müßig zu seyn, machte sie jetzt einen Versuch, ob sie auch von ihrer alten Mitgenoßin keine Hindernisse würde zu befürchten haben. Sie bat die Königin, sie in das Vorgemach zu begleiten, wo sie sich lange mit ihr verweilte, ohne die Alte nachkommen zu sehn. Gemächlichkeit und Vertrauen auf die Undurchdringlichkeit des Schlosses hielten diese auf dem Sessel, in einem der innern Gemächer der Königin zurück, woher Zim-

burgis Gelegenheit nahm, ihrer furchtvollen Gebieterin Muth einzusprechen.

Die Königin ging nun wieder in das Zimmer, wo ihre alte Beobachterin zurück geblieben war; Zimburgis verweilte aber noch im Vorgemach, aus einem Schrein das Päckchen hervorzulangen, das sie durch ihre Freundin von Heinrichen erhalten hatte. Sie legte die Kleider bereit, nahm das Werkzeug zur Oeffnung des Schlosses zu sich, und begab sich dann wieder zu der Königin, die immer ängstlicher wurde, je näher der Augenblick der Flucht heranrückte.

Jetzt forderte Zimburgis ihre Gebieterin auf, das beschlossene Werk zu beginnen, worauf beide in das Vorgemach gingen, sich eilend in die bereitliegenden Kleider hüllten, und den Versuch, das Schlos aufzusprengen, hastig unternahmen. Beide bemühten sich, dabei so leise als möglich zu Werke zu gehen, konnten aber freilich den Zweck nicht ohne Geräusch erreichen.

Dies hatte ein Diener des Schatzmeisters vernommen, der während ihrer Beschäftigung der Thür vorüberging, und unverzüglich einen seiner Genossen zu seinem Herrn sendete, um ihn herbeizurufen. In dem Augenblicke, wo Hedwig und Zimburgis das Schlos glücklich geöffnet hatten, und nun schüchtern aus der Thür traten, erschien der Schatzmeister mit einem Diener, der ein Licht trug, die Scene damit zu beleuchten, doch würde der Schatzmeister auch ohne dieses Hülfsmittel

die Fliehenden, wo nicht erkannt, doch wenigstens geahndet haben, denn wer sonst als Hedwig und Zimburgis konnte aus diesem Gemach hervorgehen!

Unsanft zog der Schatzmeister die Fliehenden wieder zurück in das verlassene Zimmer, und machte der unglücklichen Königin die bittersten Vorwürfe, wovon sie aber wenig hörte, weil Schrecken ihr das Bewustseyn raubte, und sie ohnmächtig auf einen Sessel warf, dem sie der Schatzmeister vorbeiführte. Bald kamen mehrere Polen herbei, von denen einige die übrigen Frauen der Königin riefen, ihre Sorgfalt auf die Ohnmächtige zu verwenden, indessen andere befahlen, Zimburgis in das Verlies zu führen, um dort der Strafe für ihr frevelhaftes Beginnen zu harren.

Davelizky hatte einen Vertrauten in das königliche Schlos gesendet, auf die Begebenheiten daselbst acht zu geben, und ihm unverzüglich Nachricht zu bringen; sobald es der Königin gelungen wäre zu entrinnen. Der Lerm in den königlichen Zimmern zog auch den Vertrauten des Woywoden dahin, bald aber entfernte er sich wieder, weil der wüthende Unwille der Gegenwärtigen, über Zimburgis und den Herzog von Oesterreich, sich auch gegen ihn zu äußern drohte.

Er hörte, daß der Schatzmeister einige andere Große aufforderte, mit einer Schaar Kriegsvolke nach dem Kloster des heiligen Franz zu ziehen, und an dem Herzoge von Oesterreich den, an der ganzen polnischen Nation, verübten Frevel zu rä-

chen. Die mehresten widersprachen dem Vorschlage des Schatzmeisters, doch wurde beschlossen; morgen von dem Herzoge zu verlangen, daß er sich unverzüglich aus dem Lande entfernen mögte; und wenn er sich weigerte, so wäre es dann Zeit, ihn mit Gewalt hierzu zu nöthigen.

Der Schatzmeister und einige Andere waren über diese Mäßigung unzufrieden; sie drangen darauf, heut noch die Ehre ihrer Nation zu rächen. Davelizky's Vertrauter eilte aber hinweg, ohne dem Beschlus der zornigen Polen zu erwarten, sobald er gehört hatte, daß die Königin aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht wäre.

Wir wollen Euch theure Leser! das Schrecken nicht zu schildern versuchen, das den Herzog von Oesterreich überfiel, als Davelizky in dem Vorhof des Klosters stürzte, wo Wilhelm seine Verlobte erwartete, und ihm nun die erschütternde Botschaft hinterbrachte, die er von seinen Vertrauten erhalten hatte.

Der Abt Jakob und der Marschall von Preußen, die auch bald herzueilten, stimmten dem Rathe des Woywoden an den Herzog bei, nach welchen er Polen ohne Säumen verlassen sollte, weil man nicht wissen könnte, wozu der erbitterte Schatzmeister die übrigen Großen vielleicht noch vermögen könnte. Unfähig selbst zu handeln, überlies sich der Herzog gänzlich der Leitung seiner Freunde, denen längeres Verweilen ganz nutzlos, schleunige Flucht höchst nöthig schien.

Vorher, als Wilhelm noch hoffte, Polen an der Seite seiner Hedwig zu verlassen, hatte er mit dem Woywoden Davelizky die Uebereinkunft getroffen, seine Schätze, die er zurücklassen muste, in Verwahrung zu nehmen, bis er sie ihm wieder abfordern würde. Auch jetzt bat er ihn um diese Gefälligkeit, weil es ihm auf dem Wege zu lange würde verweilt haben; wenn er die Schätze, wovon er den beabsichteten Gebrauch nicht hatte machen können, mit sich hätte nehmen wollen.

Voll des herbsten Schmerzes verlies Wilhelm ein Land wieder, in das er mit lachender Hoffnung gekommen war. Konrad von Wallenrod und alle übrige deutsche Ritter begleiteten ihn, und forderten ihn auf, mit ihnen nach Marienburg zu gehen, um sich mit ihrem Hochmeister zu berathen. Wilhelm willigte ein, doch mehr, um noch einige Zeit seiner unglücklichen Geliebten nahe zu bleiben als in der Hoffnung: daß der Hochmeister von Preußen Rath für ihn wissen würde.

Davelizky berichtete dem Herzoge alles, was in Krakau vorging, und aus diesen Berichten ziehen wir das Wesentlichste, um unsern Lesern von einer Begebenheit, in die Heinrich von Plauen, bei seinem ersten Eintritt in die Welt, verwickelt wurde, den Ausgang bekannt zu machen.

Den Tag nach Wilhelms Entfernung aus Krakau, kam Jagello wirklich daselbst an, und machte

es

es sich zum ersten Geschäfte, sich taufen zu lassen. Hedwig blieb immer noch eine Gefangene in ihrem Schlosse, die Polen waren kühn genug, ihr zu drohen, daß sie es mit einem Kerker würde verwechseln müssen, wenn sie sich noch länger weigerte, den Wunsch der ganzen Nation, der das Beste des Vaterlandes bezweckte, zu erfüllen. Ihre Mutter, die Königin von Ungarn, geleitet von dem Eifer: die Herrschaft über Polen bei ihrem Hause zu erhalten; bestürmte sie ebenfalls: die Stimme des größten Theiles ihrer Edeln zu hören und in dem Gedanken, daß hierdurch viele tausend ungläubige Litthauer ohne Schwerdtschlag in den Schoos der seligmachenden Kirche würde gesammelt werden, für den Verlust ihres geliebten Wilhelms Ersatz zu finden.

Verlassen von allen Freunden — denn sorgfältig verweigerten alle Polen von der Jagellonischen Partei jedem den Eintritt bei ihrer Königin, wenn er sich vorher nur einiger Geneigtheit für den Herzog von Oesterreich verdächtig gemacht hatte — ohne Rath und Trost; ganz sonder Hoffnung: jemahls Wilhelms Gattin werden zu können; und geschreckt durch die Drohungen der wüthenden Polen, gab endlich Hedwig ihre Einwilligung, sie mit dem Herzoge von Litthauen zu vermählen. Sie selbst gab ihrem geliebten Wilhelm Nachricht davon in einem Schreiben, worinn sie sich über den Drang der Umstände beklagte, und zugleich versicherte, daß sie ihres Geliebten nie vergessen würde.

„Der eherne Wille des Schicksals — schrieb unter andern die unglückliche Königin — „zwingt „mich, meine Hand einem Barbaren zu geben, den „ich selbst dann nicht ohne Abscheu würde betrach„ten können, wenn ich auch nicht durch ihn von „einem Manne hinweggerissen würde, dem mein „Herz seit seiner frühesten Jugend zugehörte und „dessen Eigenthum es auch bis an das Ende mei„ner Tage bleiben wird. Ich kenne jetzt keine an„dere Hoffnung, als daß dieses Ende nicht fern „seyn wird, denn ich fühle, daß der bitterste „Schmerz über mein Geschick meine Lebenskraft „verzehrt, und freue mich dieses Gefühls. Ver„lassen von allen Freunden bleibt der Gedanke „an Dich, mein Wilhelm! mein einziger Trost, „weil ich weis, wie lebhaft Du Deine unglück„liche Hedwig bemitleiden wirst. Wohl ist es trau„rig, mit dem bloßen Mitleid des Mannes mich „begnügen zu müssen, von dessen inniger Liebe ich „mir sonst das vollkommenste Glück meines Lebens „versprach; aber dieses Mitleid ist das einzige, „was ich aus dem Schiffbruche meiner Ruhe und „meines Glückes rettete, und ich will das geborge„ne Gut heilig halten und mich damit zu trösten „suchen, bis ich hinüber schlummere in jene seeli„gen Gefilde, wo unsere Seelen sich wieder fin„den werden, und keine neue Trennung zu fürch„ten haben.„

Der Hochmeister des deutschen Ordens rieth dem Herzoge von Oesterreich, den Räuber seiner

Verlobten vor dem Richterstuhle des heiligen Vaters zu Rom anzuklagen, und machte ihm Hoffnung, daß er den Herzog von Litthauen vermögen würde, seinen Raub dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu geben. Wilhelm bediente sich dieses Rechtsmittels nicht, weil er voraus sahe, daß der Pabst seinem Glücke gewiß nicht die Gelegenheit aufopfern würde, seine geistliche Gewalt auch über Litthauen gewiß und schnell auszudehnen. Er gab alle Hoffnung zu der Vereinigung mit seiner Geliebten auf, weil ein Plan, den er am ersten Tage seines Aufenthaltes in Preußen entworfen hatte, nicht auszuführen war.

Ohne Zweifel ist allen unsern Lesern die hohe Macht der heiligen Vehme oder des heimlichen Gerichtes im Mittelalter bekannt, obgleich von diesem fürchterlichen Gerichte keine vollständige Nachricht bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Herzog Wilhelm war einer von den Vornehmsten dieser heimlichen Richter; ein Freigraf. Am Tage seiner Flucht aus Polen erkannte er in dem Marschalle von Preußen seinen Mitbruder, und entdeckte ihm nun den Entwurf, den widersetzlichen Polen durch einen Anschlag von der heiligen Vehme befehlen zu lassen, daß sie ihre Königin nicht zwingen sollten, den Bund zu zerreißen, den sie mit ihn geschlossen hätte.

Wilhelms Verbindung mit dem Vehmgericht war die Folge eines Zufalls, dessen nähere Erwähnung uns hier zu lange verweilen würde. Mehr-

mahls hatte er schon den geschehenen Schritt bereuet, denn das heimliche Gericht hatte zu Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts schon viel von der ursprünglichen Lauterkeit verloren, durch die es anfangs vieles Gute gewirkt und, mit unbestechlicher Gerechtigkeit, manchen Unschuldigen gerettet, dagegen aber auch manchen unentdeckten Verbrecher zur verdienten Strafe gezogen hatte. Jetzt wendeten viele Vehmrichter ihre Gewalt gegen schuldlose und biedere Männer, wenn sie ihnen oder ihren Freunden im Wege standen, so wie in unsern Tagen die heilige Hermandad manchen wackern Mann als einen Ketzer verdammt, der kein anderes Verbrechen beging, als daß er durch den gerechten Lohn, der seinen Verdiensten wurde, den Neid kleiner, habsüchtiger Seelen wider sich rege machte.

Dies bewog den Herzog in Oesterreich an den Verrichtungen der geheimen Gesellschaft, deren Mitglied er zufällig geworden war, so wenig als nur möglich Theil zu nehmen, und sich überhaupt um ihr Thun und Wesen wenig zu bekümmern. Er wuste wohl, daß die heilige Vehme in Preußen viele Mitglieder hatte, unbekannt war es ihm aber, daß sie in ganz Polen kaum einige zählte, und daß niemand auf ihre Befehle achtete. Dies erfuhr er jetzt von dem Marschalle von Preußen; und vernichtet war nun die Hoffnung: durch Hülfe seiner heimlichen Brüder seine Verlobte in Freyheit zu setzen; welche in ihm auflebte, nachdem ihm

alle Hoffnung, dies auf eine andere Art zu bewirken, verlassen hatte.

Traurig und trostlos verlebte Wilhelm einige Tage zu Marienburg. Müde seines Lebens und voll des festen Entschlusses: sich nie zu vermählen, weil Hedwig nicht die Seinige werden konnte; würde es wenig Mühe gekostet haben, ihn zu einem Mitgliede des Ordens der Marianer anzuwerben, allein sein Freund Konrad von Wallenrod, und, der Hochmeister selbst ermahnten ihn oft, mit theilnehmender Wärme; wieder heim zu kehren in sein Land und in der Beglückung seiner Unterthanen Trost gegen den widrigen Gang seines Schicksals, zu suchen. Sie fürchteten, daß es der Herzog einst bereuen mögte, wenn er Oesterreich gegen das Ordenszeichen der Marianer vertauschte, denn sie glaubten den Entschlus des zwanzigjährigen jungen Mannes: seine verlorene Geliebte ewig zu betrauern; nicht so fest, wie er wirklich war.

Ehe Wilhelm Marienburg verlies, erinnerte er sich, daß wahrscheinlich Entlassung aus ihrem Dienste Zimburgis geringste Strafe seyn würde; und daß sie dann ohne Freunde und Vermögen ihre Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche schmerzlich bereuen mögte. Zu billig, das Unglück eines Mädchens zu wollen, die sich so bereitwillig gezeigt hätte, sein Glück zu befördern, gab er dem Woywoden Davelizky Auftrag, ihr von dem Schatze, den er seiner Verwahrung übergeben hatte, ei-

ne Summe auszuzahlen, die sie auf immer vor Mangel würde schützen können.

Zimburgis machte davon den Gebrauch, den sie nach Mariens Rathe von den versprochenen tausend Mark machen sollte, wenn, nach ihrer Vermuthung, Heinrichs Liebe gegen sie sich nur als Heuchelei kund geben würde. Sie hatte zwar keine Gelegenheit, nach Mariens Muthmaßung, unter Deutschlands Grafen und Herren zu wählen, sahe sich aber bald die Gemahlin eines polnischen Starosten, der dem zwiefachen Reize der Schönheit und einer beträchtlichen Morgengabe seine Augen nicht verschlos; sie aber dagegen den Mängeln nicht öffnete, die manche strengere Richter an Zimburgis bemerkten.

Herzog Wilhelm trat endlich seine Rückreise nach Oesterreich an, begleitet von dem Bilde seiner Geliebten, deren Andenken ihn ausschließend beschäftigte, und jedem Gedanken an eine andere Verbindung weit von ihm entfernte. Oft baten ihn die Vornehmsten seiner Edeln dringend, sich zu vermählen, damit Oesterreich zu seinem künftigen Regenten einen Sohn des Fürsten erhalten mögte, der sich durch Gerechtigkeit und Milde, die Liebe und Verehrung, der Vornehmsten wie der Geringsten seiner Unterthanen erworben hatte; aber Wilhelm gab ihren Bitten dann erst Gehör, als der Tod die Leiden geendigt hatte, die Hedwig an der Seite eines ungeliebten und rohen Gemahls dulden muste.

Hedwigs Körper war stärker als sie vermuthet und gewünscht hatte. Erst nach elf Jahren erlag sie dem Gram: losgerissen von dem Manne, der ihrem Herzen bis zu dem letzten Odemzuge unvergeslich war, an einen fühllosen Fürsten, sonder Verdienst, gefesselt zu seyn.

Jagello, der in der Taufe den Namen Uladislaus angenommen hatte, gab sich keine Mühe, die Liebe seiner Gemahlin zu erwerben. Nur aus Herrschsucht hatte er um ihre Hand geworben, und war ungerecht genug, seiner würdigen Gemahlin, die Erfüllung seines Wunsches oft durch ungestüme und harte Behandlung zu vergelten. Hierdurch vermehrte sich Hedwigs Abneigung gegen ihn; und traurig verweinte die unglückliche Königin ihre Tage, bis sie endlich starb, ohne ihrem aufgedrungenen Gemahle einen Erben zu hinterlassen. Jagello vermählte sich bald wieder und nun gab auch Wilhelm seine Hand Johannen, der Tochter des Königs Karls von Neapel.

Noch während der Zeit, die Herzog Wilhelm zu Marienburg zugebracht hatte, war unser Heinrich unter die deutschen Ritter aufgenommen worden. Er machte sich Anfangs Vorwürfe wegen seines Betragens gegen Zimburgis, verzieh sich aber die erlaubte Täuschung, als er aus Polen die Nachricht erhielt, daß sich Zimburgis Mühe gegeben hätte seinen Verlust zu ersetzen, ehe ihr noch von ihm einige Kunde war gegeben worden. Dieser

Leichtsinn des schönen polnischen Fräuleins verwischte zugleich zu Heinrichs Glücke, den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte. Wieder so freien Herzens, wie vor seiner Ankunft in Krakau, wurde es aufs Neue sein einziger Wunsch: durch das geistliche Ritterschwerd sich Ruhm zu erwerben; und erfreulich war es ihm, als er erfuhr, daß sich ihm hierzu bald Gelegenheit darbieten würde.

Aus dem Vorgehenden werden sich unsere Leser erinnern, daß sich Herzog Vitold von Litthauen, nachdem ihn die Treue und zärtliche Liebe seiner Gemahlin aus seiner Haft befreiet hatte, zu seinem Schwager, dem Herzog Ziemovit von Masovien flüchtete, und mit ihm gemeinschaftlich auf Mittel sann, sein verlornes Land wieder zu erhalten.

Beide Fürsten erhielten bald Botschaft, daß es ihrem Gegner Jagello gelungen war, sich auf den polnischen Thron zu schwingen, und glaubten sich nun auf die Hülfe des deutschen Ordens gewisse Hoffnung machen zu dürfen, weil sie wußten, wie eifrig er wünschte, die Vereinigung Polens mit Litthauen zu verhindern. Sie gingen daher selbst nach Preußen, und Vitold gewann sich das größere Vertrauen der Vornehmsten unter den deutschen Rittern, weil er sich in Tapiau zu der christlichen Religion bekannte. Sein Schwager, der Herzog Ziemovit und Konrad der Marschall von Preußen, waren seine Taufpathen, und der Marschall Konrad lies es sich sehr eifrig angelegen seyn, für das Beste seines Pathen zu handeln.

Vitold, den wir noch bei diesen Namen nennen wollen, ob er gleich bei seiner Religionsveränderung den Namen Alexander erhielt, hatte in Litthauen viele Anhänger, welches dem Marschall von Preußen nicht unbekannt war. Dieses Umstandes bediente sich Herr Konrad vorzüglich, den Hochmeister zu der Hülfe zu vermögen, die Vitold bei ihm suchte, und er verfehlte seines Zweckes um so weniger, weil der Hochmeister und alle Großgebietiger des Ordens erkannten, daß es dem Besten desselben beförderlich seyn würde, dem Herzog Vitold mit aller Macht beizustehen, damit nicht zwei Völkerschaften, von welchen sich jede einzeln dem Orden schon furchtbar gemacht hatte, zur größten Gefahr desselben vereinigt werden mögte. Neben der Abwendung künftiger Gefahr, zeigte sich von der Verbindung mit Vitolden noch anderer Vortheil für den Orden, denn der Herzog versprach, ihm Sameiten abzutreten, wenn er ihm die Oberherrschaft über Litthauen würde erkämpfen helfen.

Es wurde beschlossen, auf das nächste Frühjahr für Vitolden einen Kriegszug nach Litthauen zu unternehmen, und der Hochmeister traf mit den Großgebietigern die besten Anstalten, ein erlesenes Heer bereit zu machen, um von diesem Unternehmen eines guten Erfolges gewisser zu seyn.

In der Dauer der Vorbereitungen zum künftigen Feldzuge starb der Großkomthur des Ordens, und der allgemeingeschätzte Konrad von Wallenrod erhielt diese höchste Würde nach dem Hochmeister-

thum. An seine Stelle wurde der Bruder Engelbrech Raabe zum Marschall ernannt, und der Hochmeister, der seit einiger Zeit kränklich war, glaubte das Beste des Ordens, für den er selbst nicht mehr so thätig seyn konnte, wie er wünschte, trefflich besorgt, da sich die Ruder der Staatsgeschäffte in den Händen dieser beiden weisen und tapfern Männer befanden.

Treulich erfüllte der neue Großkomthur sein Versprechen: der zweite Vater unsers Heinrichs zu werden; Heinrich that aber auch alles, ihm nicht nur dieses Versprechen nicht gereuen zu lassen, sondern sich auch seiner Gunst und seines Vertrauens immer würdiger zu machen. Bei seiner Ankunft zu Marienburg fand er in einem jungen Ritter, der nur etliche Jahre älter war wie er, einen Nebenbuhler um die Gunst des edeln Konrads, doch sonder Absicht ihm dieselbe ganz zu entziehen, war es nur Heinrichs Bestreben, sie mit ihm zu theilen.

Dieser junge Ritter, aus dem Geschlechte der Kuchmeister von Sternberg, hies Michael und war ein Verwandter des Großkomthurs, mit dessen Gewogenheit er sich nicht würde haben schmeicheln dürfen, wenn er ihn gleich Anfangs so genau gekannt hätte, wie er ihm später hin bekannt wurde. Ritter Michael war ein tapferer Mann von hellem Kopfe, dessen Ränke der Mangel eines guten Herzens, durch List und Täuschung, zu ersetzen wuste. Voll brennender Begierden, sich zu den höchsten Würden im Orden empor zu schwingen,

traf sein Neid jeden Höhern, und mit Verleumdung und unverlöschlichem Hasse verfolgte er den, mit dem er gleiche Ansprüche zu haben glaubte, wenn er auf irgend eine Weise vorgezogen wurde. Heinrich muste daher sehr bald ein Gegenstand seines Neides werden, und seinen Has auf sich laden, weil Michael deutlich bemerkte, daß ihm Heinrich in der Gewogenheit des Großkomthurs den Rang abgewinnen würde.

Michael ehrte seinen großen Vetter nur aus Eigennutz, Heinrich aber aus Erkenntnis seiner erhabenen Verdienste; die Beweise der Achtung musten daher nothwendig bei dem letztern wärmer und aufrichtiger seyn, wie bei dem erstern, und bei aller Geübtheit, die Michael in der Kunst, sich zu verstellen, bereits erlangt hatte, schien doch der Großkomthur zuweilen zu bemerken, daß er ihn weniger herzlich liebte und schätzte als Heinrich.

Konrad war zu gerecht, seinen Vetter Michael einem Andern, der sich über ihn erhob, blos deshalb vorzuziehen, weil er sein Verwandter war, daher sich Heinrich seine vorzüglichere Gunst würde erworben haben, wenn er ihm auch minder deutliche Beweise seiner Verehrung gegeben hätte.

Auch in Heinrichen gab sich immer ein Streben nach Größe kund; dem Menschenkenner konnte aber die Bemerkung nicht entgehen, daß er nur deshalb wünschte, groß zu werden, um dann, in einem weitumfassenden Wirkungskreise, viel Gutes und Nützliches vollbringen zu können. Michael

gab sich zwar ebenfalls diesen Schein, doch verrieth er zuweilen, daß er sich nur deswegen nach großem Ansehen sehnte, damit er einst vor Andern glänzen, über sie gebieten, und unumschränkter Herr seines Willens werden mögte.

Michael verwendete viele Zeit auf seine Vergnügungen, was zwar der Großkomthur seiner Jugend und Lebhaftigkeit verzieh, dabei aber öfters wünschte, daß er seinen Vergnügungen einige Stunden abbrechen und, wie Heinrich that, zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zur vollkommenern Ausbildung seines Verstandes und seines Charakters anwenden mögte.

Fleißig studirte Heinrich die Geschichte des Ordens, und die Hoffnungen des Großkomthurs von seinem Zöglinge vermehrten sich, weil er sahe, daß er immer am längsten bei der Geschichte derjenigen Hochmeister verweilte, die für die Beförderung des innern Wohles des Landes noch eifriger gesorgt hatten, wie für die weitere Ausdehnung seiner Gränzen.

Immer bemüht, seinem Nebenbuhler um die Gewogenheit des Großkomthurs nicht den geringsten Vortheil über sich gewinnen zu lassen, machte sich auch Michael näher mit der Geschichte des Ordens vertraut; Konrad erforschte aber bald die Verschiedenheit der Denkungsart zwischen Heinrichen und seinem Vetter, denn dieser rühmte vorzüglich jene Hochmeister, die im Kriege sich Ruhm erwor-

ben, dabei aber oft das Beste des Landes vergessen hatten.

Heinrich geizte nach jedem Augenblicke, den der Großkomthur seinen Geschäften abmüßigen und ihm widmen konnte, weil er in den Gesprächen und in den väterlichen Lehren desselben treffliche Nahrung für seinen Geist und für sein Herz fand. Auch Michael war öfters bei seinem Vetter, der jedoch zu bemerken glaubte, daß er sich oft von ihm hinweg zu seinen fröhlichen Genossen sehnte.

Dies alles machte, daß sich der Großkomthur mehr zu den fremden Heinrich von Plauen, als zu seinem Verwandten hingezogen fühlte. Michael bemerkte es, war aber zu listig, gegen seinen Vetter, oder auch gegen Heinrichen Unzufriedenheit darüber zu äußern. Im Gegentheile gab er dem letztern wiederholte Versicherungen seiner Freundschaft, und der arglose Heinrich ahndete nicht, daß der Mann, der sich mit so vieler Wärme sein Freund nannte, sein heimlicher Feind war, und rastlos sich mit Plauen beschäftigte, wie er ihm die Gunst des Großkomthurs und anderer von den Vornehmsten des Ordens entziehen, und hierdurch seine Beförderung zu Ehrenstellen verhindern wollte.

Wirklich war Konrad von Wallenrod nicht der Einzige unter den Gebietigern des Ordens, die sich unserm Heinrich günstig bewiesen. Einem Jünglinge, der die doppelte Empfehlung, der Gewogenheit des geschätzten Großkomthurs und des Gefallenden, in seinen Betragen, so wie in jeder seiner

Handlungen für sich hatte, konnte es nicht schwer werden, sich bei Allem, mit denen er näher bekannt wurde, beliebt zu machen.

Unter denen, deren Gunst sich Heinrich erwarb, nennen wir vorzüglich den Komthur Konrad von Jungingen und seinen Vetter Ulrich, den der Marschall zu seinen Kompan erwählte. Diese beiden Männer beförderten später hin das Glück unsers Heinrichs, zu welchem Konrad von Wallenrod nur den ersten Grund legen konnte.

Jeder von den beiden Rittern von Jungingen fand in Heinrichen etwas, das seines Beifalls würdig war. Der kriegslustige Ulrich liebte seine Tapferkeit und seinen unerschütterlichen Muth, und die Liebe des friedfertigen Konrads erwarb er sich, weil er, eingedenk der Lehren des Großkomthurs, oft den Grundsatz äußerte: „daß man das Schwerdt „nur im äußersten Nothfalle ziehen müsse, um die „Kraft und die Schätze des Landes nicht zwecklos „zu verschwenden, sondern im Frieden an der „Vermehrung derselben fleißig arbeiten zu können.„

Der Feldzug in Litthauen begann, und war von glücklichem Erfolge für Vitolden, der mit Hülfe der erhaltenen Hülfsvölker vom deutschen Orden, die Länder bald wieder eroberte, die ihm Jagello entrissen hatte. Heinrich gab hier die ersten Beweise seiner Tapferkeit, worin Michael von Sternberg mit ihm wetteiferte; wir aber, liebe Leser! wollen Euch von den Gelegenheiten: wie

er diese Proben ablegte, keine weitläuftige Erzählungen machen, weil uns diese zu sehr in die Geschichte des Litthauischen Krieges verwickeln würden.

Der Verfolg dieser Geschichte wird Scenen herbei führen, die Euch zur Bewunderung des Helden Heinrichs auffordern werden, und erst bei diesen gedenken wir uns länger zu verweilen, und schweigen daher jetzt, um Euch durch zu öftere Erzählungen von kriegerischen Begebenheiten nicht zu langweilen. Wollten wir Euch sagen, wie oft und trefflich sich Heinrich in seinem ersten Feldzuge, durch persönliche Tapferkeit, hervor that: so würden wir Euch die Geschichten fast aller größern und kleinern Gefechte in der Dauer desselben erzählen müssen, wozu der Raum dieser Blätter zu beschränkt ist. Wir beschäftigen uns hauptsächlich nur mit Heinrichen von Plauen, nicht mit der Geschichte seiner Zeit, und glauben daher, über Jahre flüchtig hinweg schlüpfen zu können, wenn sie nicht für ihn selbst voller wichtigen Begebenheiten waren.

Zwei Jahre lang dauerte der Krieg in Litthauen abwechselnd fort, doch standen die Heere des deutschen Ordens nicht immer für Vitolden im Felde. Aus Reue über sein Versprechen: dem Orden für die geleistete Hülfe einen Theil von Litthauen abzutreten; gab dieser den Friedensvorschlägen Jagello's Gehör, und versöhnte sich ohne Wissen seines Verbundenen, mit ihm.

Staatsklugheit des deutschen Ordens muste die Eintracht Litthauens mit Polen für äußerst gefährlich halten, weshalb der Hochmeister mit seinen vornehmsten Räthen leicht zu bewegen war, nachdem Vitold an dem Orden treulos gehandelt hatte, in das Gesuch eines andern litthauischen Prinzen, welcher Hülfsvölker von ihm verlangte, zu willigen. Dieser Prinz, der den König Jagello und Vitolden um die größere Macht in seinem Vaterlande beneidete, wurde jedoch von den Kreuzherren nur mit einigen Schaaren unterstützt, die auch bald wider nach Preußen zurückgingen, weil der unruhige Prinz seine Fehde mit Jagello nach einigen kleinen kriegerischen Unternehmungen friedlich austrug.

In der ganzen Dauer des litthauischen Kriegszuges hatten Heinrich und Michael im Felde gelebt, und sich, durch ihr tapferes Verhalten, bei ihren Befehlshabern Beifall und Lob erworben. Ihr Verhältnis, das in Absicht auf Michaeln nur scheinbar, in Rücksicht auf Heinrichen wirklich freundschaftlich war, blieb noch das nämliche; Michaels Neid gegen den jungen Mann, welchem er Freundschaft heuchelte, fand aber in dieser Zeit starke Vermehrung, weil sich Heinrich allgemeinern Beifall erwarb wie er.

Zwar gaben alle Befehlshaber Michaelen das Zeugnis: daß er sich immer tapfer gehalten hätte; der Großkomthur, der Marschall und Konrad von

Jun=

Jungingen waren aber mit ihm weniger zufrieden als mit Heinrichen, weil sich Michael in den feindlichen Landen Ausschweifungen erlaubte, die einem geistlichen Ritter noch weniger geziemen als einem weltlichen, da sich hingegen Heinrich gegen die Ueberwundenen nicht nur voll Mäßigung, sondern auch mild und menschenfreundlich bezeigte.

Beiden jungen Rittern war schon zuweilen der Befehl über kleine Schaaren von Kriegsknechten anvertrauet worden, und beide bewiesen sich dieses Vertrauens nicht unwürdig, in der kleinsten wie in der größesten ihrer Unternehmungen zeigten sie Tapferkeit, Kriegskunde und rasche Entschlossenheit, die aber immer mit reifer Ueberlegung verbunden war.

Michael konnte es nicht ohne Neid vertragen, daß Heinrichs kriegerische Unternehmungen so vieles Glück begleitete wie die seinigen; Heinrich hingegen freuete sich des Ruhmes, den sein Freund errang, mit freundschaftlicher Theilnahme, doch konnte er sich hierdurch seinen neidischen Scheinfreund nicht versöhnen. Im Gegentheile erbitterte er ihn noch mehr, weil sich seine ächte Freundschaft, zu schonenden Vorstellungen, wegen den Ausschweifungen, die sich Michael erlaubte, berechtigt hielt.

Herzog Vitold sahe sich in den Erwartungen, die er sich von Jagello gemacht hatte, getäuscht,

weil dieser seinen gegebenen Versprechungen nicht gemäß handelte. Oft schon hatte ihn Vitold erinnert, ihm die Länder zu überliefern, die, der getroffenen Uebereinkunft zu folge, sein Eigenthum werden sollten, allein Jagello zögerte damit von einer Zeit zur andern, bis endlich der getäuschte Vitold beschlos, aufs Neue seine Zuflucht zu dem deutschen Orden zu nehmen.

Ob er gleich den Orden hintergangen hatte: so fürchtete er doch nicht seiner Absicht zu verfehlen, da er wuste, daß Staatsklugheit den Hochmeister und die Großgebietiger für ihn gewinnen würde, und weil er sich über dies auf das Fürwort des Großkomthurs verlies. Es war ihm während seines Aufenthaltes zu Tapiau gelungen, die Gewogenheit seines großen Taufpathen zu erlangen, und er schmeichelte sich, daß sie jetzt thätig für ihn werden würde, wenn er seinen Fehltritt bereuete, und für die gewisse Erfüllung seines Wortes für die Zukunft Bürgen stellte. Er reiste deshalb in geheim nach Marienburg, begleitet von zweien seiner Brüder, die er sich erbot, dem Orden als Geißeln zu übergeben.

Der Erfolg von Vitolds Unterhandlungen zu Marienburg war seinen Hoffnungen gemäß. Der Großkomthur und der Hochmeister verziehen ihm seinen Abfall, und auf den Rath der Vornehmsten unter den Kreuzherren schlos der letztere einen neuen Bund mit ihm, nahm auch für die Festigkeit desselben, die dargebotenen Geißeln als Bürgen an.

Witold versicherte, daß seine Anhänger in Litthauen nur seinen Wink erwarteten, um sich in den Ordenslanden zu einem Heere zu sammeln; und der Großkomthur wußte durch die Freunde, die er in Polen und Litthauen hatte, daß viele von den Großen des letztern Landes über die Vereinigung desselben mit Polen unzufrieden waren. Sie befürchteten Verlust oder Einschränkung ihrer väterlichen Rechte und Freiheiten, wenn ihr Vaterland von einem unabhängigen und mächtigen Staate zu einer polnischen Provinz herabgewürdigt würde.

Von diesem Mißvergnügen versprach sich der Großkomthur, dessen Rath der Hochmeister in allem befolgte, wichtige Vortheile für den Orden, weil die Litthauer glauben würden, für ihre Unabhängigkeit zu fechten, indem sie für das Beste des deutschen Ordens kämpften. Neue Hoffnungen auf den glücklichen Ausgang der Fehde erwuchsen den Kreuzherren aus den Versprechungen, die sie erhalten hatten, vom Auslande her mächtige Unterstützung zu bekommen. Aus Deutschland und Frankreich wollten eine Anzahl kriegslustige Ritter, mit ihren Reisigen und Knechten, nach Preußen ziehen, wohin auch der Herzog von Lancaster, welcher einige Jahr nachher, unter den Namen Heinrich der Vierte, den brittischen Thron bestieg, mit dreihundert Helmen kommen wollte.

Die Aerzte des Hochmeisters bemerkten ein stetes Wachsen seiner Krankheit, und er selbst fühlte deutlich ein immer stärkerwerdendes Hinsinken sei-

ner Kräfte, das er für das Vorzeichen seines Todes hielt. Er wollte dennoch dem Orden so nützlich werden, als er vermogte, und bereiste deshalb, in kleinen Tagereisen, die Gränzen nach Polen und Litthauen, die Beschaffenheit der Vestungen zu untersuchen. Den Großkomthur hatte er, mit Beistimmung der vornehmsten Gebietiger, zum Statthalter ernannt, denn er wollte ihm größere Macht geben als dem Ordensmarschall *), den er zwar ebenfalls schätzte, aber doch weniger Vertrauen zu ihm hatte, wie zu dem wackern Konrad von Wallenrod.

Der neue Statthalter betrieb die Kriegsrüstungen mit vielem Eifer, der Hochmeister erhielt aber die Beruhigung nicht, den Erfolg desselben zu sehen. In der Dauer seiner Reise wurde seine Krankheit heftiger; sein Arzt rieth ihm die Reise zu beendigen und der Hochmeister ging nun nach Christburg, wo er vor dem lange Zeit als Komthur gelebt hatte. Er hoffte, daß die reine Luft dieser Bergveste seine Gesundheit wieder herstellen würde, diese war aber bereits so ganz zerrüttet, daß er etliche Tage nach feiner Ankunft zu Christburg starb.

*) Der Großkomthur war der Nächste nach dem Hochmeister, in Kriegszeiten erhielt aber der Ordensmarschall den Rang über ihn, beide standen hingegen unter dem Befehle des Statthalters. Diese Würde wurde nur in dringenden Fällen besetzt, wenn der Hochmeister abwesend, krank oder gestorben war.

Weil schon alle Anstalten zum Feldzuge gemacht waren, wurde die Wahl eines neuen Hochmeisters verschoben, um den Angriff auf Litthauen nicht ohne Noth zu verzögern. Konrad von Wallenrod wurde von den Vornehmsten des Ordens in seiner Würde als Statthalter bestätigt, und alle betrachteten ihn schon als den künftigen Hochmeister. Konrad hatte Feinde, besonders unter der Geistlichkeit, über die er sich oft freie, doch gerechte Urtheile erlaubt hatte; aber selbst diese Feinde machten sich keine Hoffnung, seine Wahl verhindern zu können, weil sie wusten, daß der gröste und beste Theil der Vornehmen im Lande ihn die Achtung zollte, welcher seine Verdienste so würdig waren.

Drei mächtige Heere standen bereit in Litthauen einzubrechen. Zu Vitolden war ein großer Theil seiner Anhänger gekommen, die mit einigen Schaaren von Kriegern des deutschen Ordens eins dieser Heere ausmachten; das andere bestand gröstentheils aus Liefländern, und wurde von Bernd Hövelmann, dem Landmeister von Liefland befehligt. Die Hauptmacht führte der Statthalter selbst an, dessen Panniere auch der Herzog von Lancaster und die aus Deutschland und Frankreich herbeigekommenen Ritter folgten.

Von verschiedenen Seiten brachen die preußischen Kriegsschaaren in Litthauen ein, und zogen nun vereinigt vor Trock, die wichtigste Veste in dem Theile des Landes, den Vitold vorher als ein

väterliches Erbe besessen hatte. Skirgollo, der Statthalter von Litthauen, der Bruder des Königs von Polen, ging der feindlichen Macht entgegen, wurde aber geschlagen und Trock fiel in die Hände der Sieger, die sich nun eilend Wilna, der Hauptstadt des Landes, näherten.

Doch wir wollen den Schritten des preußischen Kriegsheeres nicht folgen, noch von den Thaten desselben weitläuftigen Bericht erstatten. Es sei genug, nur etwas länger bei einer Begebenheit zu verweilen, die unserm Heinrich näher angeht, als die übrigen kriegerischen Vorfälle, ob er gleich an jedem derselben den thätigsten Antheil nahm.

So hatte er in der Schlacht mit Skirgollo mit Löwenmuthe gefochten, war auch auf den Mauern der Veste Trock der Zweite gewesen, und bewies sich überhaupt in allem so wacker, daß er sich die Gunst der älteren und vornehmen Ritter immer mehr erwarb. Dies war vorzüglich der Fall bei dem Statthalter, um welchen sich Heinrich in der Dauer des litthauischen Feldzuges wesentliches Verdienst erwarb.

Aus dem Lager vor Wilna war einst Konrad auf Kundschaft ausgeritten, weil sich im Lager ein Gerücht von einem herannahenden Entsatze verbreitet hatte, das er als oberster Befehlshaber, selbst untersuchen wollte. Außer seinem Kompan nahm er nur wenige Ritter zur Begleitung, hatte aber unter andern unserm Heinrich zu einem von diesen wenigen erwählt.

Michael war kurz vorher, ehe sich sein Vetter entschlos auf Kundschaft auszureiten, mit Befehlen von ihm in einen andern Theil des Lagers gesendet worden, wo der Landmeister von Liefland seinen Stand erhalten hatte. Michael hatte daher den Statthalter nicht begleiten können, weshalb sein Neid in hohem Grade rege wurde, als er bei seiner Rückkehr nach dem Zelte des Statthalters erfuhr, daß Heinrich mit ihm geritten war. Bis zur grösten Höhe stieg endlich dieser Neid, da die Ausgezogenen wieder kehrten.

In einiger Entfernung von seinem Lager war Konrad auf eine streifende Partei Litthauer gestoßen, die ihm mit seinem kleinen Häuflein weit überlegen war, und sobald sie ihn erblickte, einen heftigen Angrif auf ihn machte. Fechtend zog sich der Statthalter zurück, sahe sich aber bald mit den Seinigen von den Gegnern umringt. Kaum hatte noch einer von seinen Begleitern Zeit, davon zu sprengen, um einen Haufen, den Konrad in einiger Entfernung zurückgelassen hatte, zur Hülfe herbei zu rufen.

Bis zur Ankunft dieser Hülfe hofften die Zurückgebliebenen ihren geliebten Heerführer wider den Angriff der Feinde schützen zu können. Dieses gefahrvolle Geschäft machten sich besonders der Kompan des Statthalters und unser Heinrich zur Pflicht. Hart an seiner Seite kämpften sie, und sonder Rücksicht auf ihr eignes Leben, suchten sie nur das Leben ihres Befehlshabers zu schützen.

Nicht für sich, nur für ihn gebrauchten sie ihre Schilder, die Streiche der Gegner damit aufzufangen, denn diese, welche den Statthalter wahrscheinlich kennen mogten, richteten ihren Angriff vor allen Andern auf ihn.

Jetzt sahe Konrad seinen Kompan an seiner Seite fallen; ein fürchterlicher Kolbenschlag hatte seinen Schädel zerschmettert; auch Heinrich wurde von einem betäubenden Streiche getroffen. Er wankte auf seinem Streitrosse, ermannte sich aber bald wieder, um seinen väterlichen Freund schützen zu können. Jetzt sahe er das Schwerdt eines Litthauers über Konrads Haupt gezückt; sein Schild war schon zertrümmert, aber sein linker Arm noch unversehrt, den er über den Statthalter hielt, den Streich damit abzuwehren. Er traf ihn, zersprengte die Nieten in den Armschienen, und aus einer weiten Wunde floß Heinrichs Blut. Konrad wurde selbst leicht verwundet, und würde mit seinen Begleitern den Feinden haben unterliegen müssen, wenn nicht bald Hülfe herbeigekommen wäre, welcher die Litthauer versprengte und sie in die Flucht schlug.

Der schwer verwundete Heinrich konnte sich nicht mehr auf seinem Rosse halten, man muste ihn in das Lager tragen; er aber fühlte nicht den Schmerz seiner Wunden, denn er hatte noch Bewußseyn genug, den Dank des Statthalters zu hören, und dieser, verbunden mit der Freude: dem Manne, den er gleich seinem Vater liebte, das

Leben erhalten zu haben; lies ihn seines Schmerzes vergessen.

Die Wunde des Statthalters war nicht gefährlich; sie hinderte ihn nicht, wie vorher den obersten Befehl im Lager persönlich zu führen, und er selbst erzählte es Allen, die er sahe, daß er sein Leben würde verloren haben, wenn es nicht Bruder Heinrich, mit gewagter Aufopferung des seinigen vertheidigt hätte. Die mehresten, welche dies hörten, priesen Heinrichs rühmliches Verhalten laut und herzlich, nur einige Kleindenkende lobten ihn blos zum Schein, um zu verbergen, wie sehr sie ihn um die Gunst des Statthalters beneideten.

Werner, der unter die Knechte des deutschen Ordens war aufgenommen worden, blieb wie vorher Heinrichs Diener, und pflegte jetzt des Verwundeten mit väterlich zärtlicher Sorgfalt. Nächst dieser guten Pflege, dankte Heinrich seine baldige Genesung der Fürsorge des Statthalters, der ihn seinem Arzte angelegentlich empfohlen hatte. Nach acht Tagen war Heinrich so weit wieder hergestellt, daß er seine Rüstung ohne Gefahr anlegen konnte. Der Statthalter hatte diesen Tag zu einem Dankfeste für die Erhaltung seines Lebens bestimmt, und zugleich beschlossen, Heinrichen vor dem ganzen Heere zu ehren, und ihm laut und thätig für den geleisteten Dienst zu danken.

Am Morgen des Tages, ritt er mit Heinrichen und einigen Begleitern vor der Linie des Lagers hin, und rief seinen Kriegern zu: „Sehet

„den tapfern Mann, der nächst Gott, mein Leben „schützte!„ Freude und Schaam, eine Handlung, die er für nicht mehr als Pflicht hielt, so trefflich belohnt zu sehn, röthete die bleichen Wangen des genesenen Heinrichs, und unbeschreiblich wohl that ihm das Lob, das viele tausend Zungen ihm zuriefen.

Kindlich wurde Konrad von Wallenrod beinahe von allen seinen Kriegern geliebt, nur diejenigen, denen es misfiel, daß er so streng auf Ordnung hielt, und die Besiegten, wenn es auch Unglaubige waren, menschlich und mild zu behandeln verlangte, machten eine Ausnahme von der größern Zahl. Groß und lauter war daher ihre Freude, daß er ihnen war erhalten worden, und lebhaft äußerte sich ihr Dank gegen die Vorsehung und ihr Werkzeug, den treuen, muthvollen Heinrich. Sie verbanden seinen Namen mit den Namen des Statthalters und riefen ihnen Heil; und Heinrich fühlte, daß er noch nie einen so glücklichen Tag verlebt hatte, wie den heutigen.

Für den Mittag hatte Konrad in seinem Zelte ein Mahl bereiten lassen, an welchem, außer den vornehmsten Befehlshabern des Ordensheeres und der Hülfsvölker, nur Heinrich Theil nahm. Dem Herzog von Lancaster war der höchste Platz angewiesen worden, nach ihm saß der Statthalter und zu der Rechten desselben unser Heinrich, der sich Anfangs geweigert hatte, diesen Ehrenplatz anzunehmen, bis er endlich durch Versicherungen aller Gegenwärtigen, daß er bei dem heutigen Feste kei-

nem andern als ihm gebührte, dazu bewogen wurde. Die Becher wurden kredenzt und aufgesetzt; der Statthalter ergriff den seinigen, leerte ihn auf das Wohl Heinrichs von Plauen, und alle Anwesende stießen an.

Ritter — begann der Statthalter am Ende des Gastmahls zu Heinrichen — ich bin Euch viel schuldig, und Pflicht fordert mich auf, nicht nur Euch zu belohnen, nein vorzüglich Euch einen Beweis zu geben, daß ich erkenntlich bin. Ihr habt mein Leben mit Gefahr des Eurigen vertheidigt, hinfort will ich auch für das Eurige fechten. Von heut an seyd Ihr mein Kompan, und brüderlich wollen wir jede Gefahr theilen. Ihr werdet mich stützen, wenn ich fallen will, hülfreich wird aber auch mein Arm sich ausstrecken, wenn Ihr zu sinken droht. Euer Schwerdt soll mich, das meinige Euch beschützen. Hier nehmt diesen Bundeskuß, zum Siegel gegenseitiger, unwandelbarer Treue bis in den Tod!

Herr — Vater — stammelte der betroffene Heinrich — o daß ich Euch meinen Dank ausdrücken könnte!

Wenn man eine Schuld bezahlt, verlangt man keinen Danck — erwiederte der Statthalter und drückte den Jüngling fester an seine Brust.

Michael schäumte beinahe vor Wuth, daß er zu dem Ehrentische, den sein Vetter Heinrichen gehalten hatte, nicht war gezogen worden, den-

noch wagte er es nicht, sich darüber zu beschweren, denn er wuste, wie sorgfältig der Statthalter alles vermied, ihn bei öffentlichen Feierlichkeiten vor andern Rittern, die mit ihm gleichen Rang hatten, auszuzeichnen, damit man ihm keine Parteilichkeit gegen seinen Verwandten vorwerfen könnte. Er hatte keine Ursache sich über den Statthalter zu beklagen, und doch klagte er ihn heimlich an, und beschuldigte ihn, daß er ihn absichtlich an den Landmeister von Liefland gesendet hätte, um den geliebtern Heinrich allein mit sich nehmen zu können.

Ohne Zweifel sind allen unsern Lesern die hämischen Wirkungen des Neides bekannt, ob wir gleich iedem unter ihnen wünschen, niemahls die Zielscheibe für seine Pfeile gewesen zu seyn. Wir haben daher wohl nicht nöthig, ihnen zu schildern, wie übel Michael von dem Unholde, der in seinem Innern hauste, geplagt wurde, auch wollen wir ihnen nichts von den Planen sagen, über denen er brütete. Denn ehe noch einer davon zur Ausführung reifte, verrieth sich schon dem Statthalter, was in dem Busen seines Vetters vorging, und hierdurch wurden die Ausführungen aller seiner Plane vereitelt, weil Michael sie nicht beginnen konnte, ohne den gänzlichen Verlust der Gewogenheit seines Vetters zu wagen.

Er wuste, in welchem hohen Grade, sie Heinrich schon vorher besessen hatte, und konnte leicht ermessen, welchen Zuwachs sie jetzt erhalten haben müste; wodurch die Ueberzeugung in ihm hervorge-

bracht wurde, daß es ohne Nutzen seyn würde, Heinrichen bei dem Statthalter zu verkleinern, wenn dies nicht nach und nach geschähe, ohne zu verrathen, daß er es zur Absicht hätte.

Es war Michaels Plan, auf diese Art zu Werke zu gehen, allein er hatte bis jetzt noch, in der Kunst, sich zu verstellen, zu wenig Gewandheit erlangt, um seine feindseligen Gesinnungen gegen Heinrichen, und seine Unzufriedenheit über den Statthalter vollkommen verbergen zu können. Wie vorher heuchelte er zwar noch Freundschaft für den erstern: oft bemerkte aber Heinrich bei ihm Anfälle von übler Laune, und forschte mit sorgfältiger Theilnahme nach der Ursache derselben. Michael entschuldigte sie mit diesem oder jenem Vorwande, und der arglose Heinrich glaubte ihm, weil er weit entfernt war, in Michaels Versicherungen von seiner lebhaftesten Freude, über die Rettung seines Oheims und über den Gewinn, der Heinrichen davon geworden war, Zweifel zu setzen, und an der Stelle dieser Freude Neid zu ahnden.

Der Statthalter, den die Erfahrung mehrerer Jahre hellsehender gemacht hatte, schlos aus Michaels Betragen gegen ihn und Heinrichen auf die Ursache, von welcher es die Folge war, doch verzieh seine Nachsicht dem glühenden Ehrgeize eines feurigen jungen Mannes, Aufwallungen von Neid und unbefugtem Mißvergnügen, die er aber beide nicht für so stark hielt, wie sie wirklich waren.

Etliche Tage lies er Michaelen ruhig gehen, ohne nach der Ursache der Unzufriedenheit zu forschen, die er zu verheimlichen suchte, dem Statthalter aber nicht entging. Er hoffte, daß sie Michael selbst kund geben würde, weil dies aber nicht geschahe, fragte er ihn einst freundlich: welcher Zufall seiner Laune eine so üble Stimmung gegeben hätte. Michael schwieg Anfangs, dann suchte er seinen Vetter durch einen leeren Vorwand zu täuschen; bei ihm gelang es ihm aber weniger, als bei dem unerfahrnen Heinrich.

Keine Verstellung Vetter — antwortete ihm der Statthalter mit ernster Miene — denn Du weist ja wohl, wie verhaßt mir diese ist. Sage unverholen, was Dich betrübt und erinnere Dich, daß Dein Vetter versprach, Dir Vater zu seyn, und daß Väter sorgfältig den Kummer hinweg zu nehmen suchen, der ihre Söhne drückt.

Wohl — nahm Michael das Wort — ich will sprechen wie der Sohn zum Vater; im Vertrauen, daß Ihr mit väterlicher Güte mir verzeihen werdet, wenn Ihr vielleicht den Grund meines Unmuthes minder wichtig finden mögtet, als ich ihn fühle.

Konrad. Ich denke, daß dies wahrscheinlich so seyn wird.

Michael. Es schmerzt empfindlich, sich verkannt und in der Erfüllung einer süßen Pflicht verhindert zu sehen und Ihr, mein Herr und Vetter, werdet mich gewiß nicht tadeln können, daß ein Schmerz dieser Art meine Ruhe stört.

Konrad. Nein, bemitleiden werde ich Dich, und Deine Ruhe Dir wieder zu geben suchen, wenn Dein Schmerz gerecht ist, wenn er nicht durch einen Scheingrund veranlaſt wurde.

Michael. Ihr kennt meine Ergebenheit, meine kindliche Liebe; um Euch von beiden stärkere Beweise zu geben, als ich es bisher vermogte, sehnte ich mich schon längst nach einer Stelle, die mir Sorgfalt für Euer, mir so theures, Leben zur ersten meiner Pflichten machen würde.

Konrad. Und es kränkt Dich nun, daß ich Heinrichen von Plauen zu meinem Kompan erkohr.

Michael. So ganz auch Heinrich mein Freund ist: so schmerzlich muß mich doch dies kränken, denn ich kann den quälenden Argwohn nicht besiegen, daß ihr keinen Fremden zu Euerm Kompan würdet gewählt haben, wenn Ihr zu ihm nicht größeres Vertrauen hättet wie zu mir. Heinrich verdiente Belohnung für den wichtigen Dienst, den er Euch leistete, und jegliche würde ich ihm von Herzen gegönnt haben; könnt Ihr aber zürnen, daß ich ihn um das Glück beneide, der Fechter für das Leben meines zweiten Vaters geworden zu seyn?

Konrad. Nein ich zürne nicht, wenn auch dieser Neid nicht ganz aus der reinen Quelle fließen sollte, die Du vorgibst. Sey versichert, daß nicht Mistrauen gegen Dich meine Wahl leitete, denn ich bin überzeugt, daß Du gewiß mein Leben so willig mit Gefahr Deines eigenen verthei-

digen würdest, wie dies von Deinem wackern Freunde schon geschah. Nur die Art, wie Du bis jetzt in unsern Kriegszügen zu Werke gingest, machte es mir unmöglich, Dich zu meinem Kompan zu ernennen, weil ich dann hatte befürchten müssen, daß Ausschweifungen, von Dir begangen, mir zur Schuld mögten angerechnet werden, denn man mögte mich wohl nicht immer von meinen nächsten Gefährten unterschieden haben. Schon oft, lieber Michael, empfahl ich Dir mehr Menschlichkeit gegen die Besiegten; jetzt empfehle ich sie Dir aufs Neue, und Ehrgeiz möge der Sporn werden, der Dich zur Erfüllung meines Wunsches treibt. Deine Tapferkeit, Dein kluges Verhalten in jeder Unternehmung verdienten allerdings Belohnung. Menschenpflicht verbietet mir aber, sie Dir zu ertheilen, bevor mir nicht Dein künftiges Verhalten die Ueberzeugung gibt, daß Du die erhaltene größere Gewalt nicht zu größern Ausschweifungen mißbrauchen würdest. Dann, wenn ich mir gewisse Erwartung des Gegentheils von Dir machen kann, soll Dir aber auch der Lohn, den ich Dir schon jetzt gern ertheile, in reichlicherm Maße werden.

Nach dieser ernstlichen Weisung entlies der Statthalter seinen Vetter, der von dieser Zeit an einen heimlichen Groll gegen ihn hegte, ihn aber freilich nicht ausbrechen lies, weil er hierdurch seinem eigenem Besten würde entgegen gehandelt haben. Im Gegenthei-

gentheile bemühte er sich der Ermahnung seines Vetters zu folgen, und alles hervor zu suchen, wodurch er sich in der Gunst desselben fester setzen konnte, da er sich ohne dieselbe keine Hoffnung auf Beförderung machen durfte.

Schwer wurde es ihm, sich und seine Untergebenen der Zügellosigkeiten zu enthalten, die sie sich bisher im Lande der Feinde erlaubt hatten, allein er erkannte die Nothwendigkeit, diesem Zwange sich zu unterwerfen, da es sein Vortheil erforderte. Auch machte er nach und nach in der Verstellungskunst größere Fortschritte und wuste den Haß gegen den Statthalter und Heinrichen, der in seinem Herzen immer mehr Raum gewann, vor beiden geschickt zu verbergen.

Nach drei Monaten wurde der Feldzug in Litthauen beendigt, ohne den höchsten Zweck desselben; die Eroberung von Wilna, erreicht zu haben. Skirgello vertheidigte diese Veste so trefflich, daß der Winter einbrach, ehe sich noch das preußische Heer Hoffnung machen konnte, Wilna zu erobern. Der Herzog von Lancaster schlug zwar vor, einen Sturm zu wagen, der Statthalter von Preußen war aber hierzu nicht geneigt, weil er voraussahe, wie vielen seiner tapfern Krieger dieses Unternehmen das Leben kosten würde, und Herzog Vitold ihm mit der Hoffnung schmeichelte: Wilna sonder Mühe erobern zu können, weil er einige Freunde

darin hätte, die es ihm überliefern würden, sobald es ein Theil der jetzigen starken Besatzung verlassen hätte.

Da der eingebrochene Winter fernern Unternehmungen nicht günstig war, kehrte das preußische Heer wieder heim. Nur etliche Schaaren blieben zurück, die Besatzungen zu verstärken, die Vitold in Trock und die übrigen eroberten Vesten legte, damit er sich darin bis auf das nächste Frühjahr halten könnte, wo ihm der Statthalter versprach, einen neuen Feldzug für ihn zu unternehmen.

Der Herzog von Lancaster kehrte nun wieder nach England zurück; ein großer Theil der Hülfsvölker aus Deutschland und Frankreich blieb aber in Preußen, um auch dem nächsten Feldzug beizuwohnen. Vor dem Anfange desselben glaubten die Kreuzherren einen neuen Hochmeister wählen zu müssen, bestimmten hierzu dem Sonntag Judica des nächsten Jahres, und beriefen den Landmeister von Deutschland, und alle andere auswärtige Mitglieder des Ordens auf diese Zeit nach Marienburg.

Sechs Monden verstrichen nun, ohne merkwürdige Ereignisse für den Orden überhaupt oder unsern Heinrich. Dieser erhielt öftere Beweise von der fortdauernden Gunst des Statthalters, Michael hatte sie sich aber noch nicht so vollkommen erwerben können, um ihr die Beförderung zu einem höhern Posten zu danken. Schon war diese von Konraden beschlossen, doch wollte er erst den nächsten Feldzug abwarten, um in der Dauer

desselben Proben zu erhalten, daß es wirklich Michaels Ernst wäre, in Zukunft seinem Wunsche und seiner Ermahnung gemäß zu handeln.

Endlich erschien der Tag, der zur Wahl des neuen Hochmeisters festgesetzt war. Jedermann wuste, daß die Wahl keinen Andern treffen würde, als Konraden von Wallenrod; und wirklich wurde er auch von dreihundert der vornehmsten Kreuzherren, die in Marienburg gegenwärtig waren, einstimmig zu ihrem Oberhaupte erwählt. Die mehresten erkannten, daß er unter Allen der Würdigste war, und die Wenigen, die vielleicht gern einen Andern erwählt hätten, weil ihnen Konrads strenge Ordnungsliebe und seine Sorgfalt: auch die Feinde des Ordens gütig zu behandeln, mißfielen; wagten es nicht, der größern Menge zu widersprechen.

Noch als Statthalter von Preußen hatte Konrad von Wallenrod zu dem Feldzuge in Litthauen die nöthigen Vorbereitungen gemacht, jetzt als Hochmeister war es sein erstes Geschäft, sie zu vollenden und den Kriegszug zu beginnen. Während desselben fand Heinrich mannigfaltige Gelegenheit, neue Beweise seiner Tapferkeit und seines Eifers für das Wohl des Hochmeisters zu geben.

Michael handelte auch diesmahl dem Willen seines Vetters gemäß und wurde zur Belohnung zum Hauskomthur in Rastenburg ernannt. Er freuete sich zwar dieses ersten Schrittes zur Höhe, nach welcher er strebte, war aber im Ganzen we-

nig mit den erhaltenen Posten zufrieden, denn dem Wunsche eines Mannes, der nur immer mit dem Schwerdte in der Hand feindliche Länder durchziehen wollte, konnte freilich eine Stelle nicht gemäß seyn, die ihn in den engen Raum einer Veste einschränkte. Absichtlich hatte ihn der Hochmeister auf diesen Posten gestellt, um zu sehen, wie er sich entfernt von ihn betragen würde und hiernach sein Verfahren mit ihn auf die Zukunft zu bestimmen.

Da wir weder das Leben Konrads von Wallenrod noch eine Geschichte des deutschen Ordens schreiben, liegt es außer unserm Plane, die Begebenheiten in dem zweiten Feldzuge nach Litthauen umständlich zu erzehlen, oder von manchen andern Ereignissen Bericht zu erstatten, die für den Hochmeister und das Land zwar wichtig, aber sonder Wirkung auf unsern Helden waren. Dagegen ist es unsere Pflicht, Vorfälle nicht zu übergehen, die auf ihn mächtigen Einfluß hatten. Wir verlassen daher das Kriegsgetümmel in Litthauen, um unsere Leser mit einem solchen Vorfalle bekannt zu machen.

Seit zwei Jahren trug jetzt Konrad von Wallenrod dem Hochmeisterlichen Mantel, und im Laufe dieser Zeit hatten sich mancherlei Veränderungen begeben. Das Verhältnis gegen Litthauen war nicht mehr das vorige; Vitold hatte zum zweitenmahle treulos an dem Orden gehandelt, und Konrad besaß die Liebe der Bewohner des Landes

nicht mehr in solchem weiten Umfange, wie zu der Zeit, wo er Herr desselben wurde.

Jagello hatte erkannt, daß er Vitolden und der ganzen Macht des deutschen Ordens nicht gewachsen war, und ein großer Theil von Litthauen die Beute des Ordens werden würde, wenn er sich nicht bald mit Vitolden aussöhnte. Er sendete deshalb geheime Unterhändler an ihn ab, die ihm vorstellten, wie nachtheilig die Verbindung mit den deutschen Orden seinem Vaterlande wäre, und ihm die oberste Gewalt in Litthauen antrugen, wenn er jene Verbindung aufheben und die Kreuzherren wieder aus Sameiten verjagen wollte.

Wir wissen, daß sich Vitold mit dem Orden nur deshalb verbunden hatte, um sich gegen die Uebermacht Jagello's erhalten zu können; daß er schon einmahl sein Wort brach, da ihm Jagello Hoffnung machte, seine verlorenen Länder wieder zu erhalten, ohne den Kreuzherren dafür einen Theil desselben abtreten zu müssen. Jetzt machte ihm der König von Polen vortheilhaftere Anerbietungen wie vorher; seine Reue über den Verlust von Samoiten erwachte von neuem; er ging die Bedingungen ein, die der König von Polen ihm vorschrieb, wurde von ihm zum Statthalter von Litthauen ernannt und zog nun unverzüglich vor die Schlösser, die Konrad in Samoiten angelegt und mit Ordensvölkern besetzt hatte. Tapfer hielten sich diese wider Vitolds Angriff, musten aber endlich der Ueberlegenheit weichen. Die Besatzungen

wurden verjagt, die Schlösser geschleift, und der Hochmeister bereuete es, daß er sich von Vitolden hatte hintergehen lassen.

Geleitet von der Sorgfalt für die Erhaltung des deutschen Ordens, für die sich jetzt die Gefahr erneuete, die schon Konrad Zöllner von Rothenstein von der Vereinigung Litthauens mit Polen gefürchtet hatte, beschlos der Hochmeister, die ganze Macht des Ordens aufzubieten und die Eroberung eines Landes zu versuchen, das eine Provinz des deutschen Ordens werden muste, wenn dieser nicht Gefahr laufen wollte, seine Länder in polnische verwandelt zu sehen.

Der Wohlstand, worin sich jetzt alle Ordenslande befanden, belebte in dem Hochmeister die Hoffnung, seinen großen Plan durchzusetzen, nicht minder die Bekanntschaft des wachsenden Misvergnügens der litthauischen Großen über die polnische Oberherrschaft. Auch waren alle Brüder Jagello's unzufrieden, daß er Vitolden die höchste Gewalt über Litthauen anvertraut hatte, und Sudrigello, einer von ihnen, wendete sich an den Hochmeister von Preußen, von ihm Unterstützung zu erhalten, und mit Hülfe derselben die Ungerechtigkeit zu rächen, welcher er seinen Bruder beschuldigte.

Die Treulosigkeit Vitolds, dem er immer vor allen andern litthauischen Prinzen den Vorzug gegeben hatte, machte den Hochmeister mistrauisch gegen die Uebrigen, und dieses Mistrauen äußerte sich auch gegen Sudrigello. Konrad bewilligte

sein Gesuch nicht ganz nach dem Wunsche desselben, doch sendete er ihm einige Schaaren zu Hülfe, weil es seine Staatsklugheit zuträglich fand, die Litthauer durch sich selbst zu schwächen, ehe er einen Angriff auf sie machte.

Mit der lebhaftesten Thätigkeit machte er die Anstalten zu einem kriegerischen Unternehmen, das allerdings langer und großer Vorbereitungen bedurfte; allein er konnte ihm seine Aufmerksamkeit nicht so ausschließend widmen, wie er wünschte, weil sie die Angelegenheiten der Ordenslande nicht minder auf sich zogen. Die Unzufriedenheit der Geistlichen gegen den Hochmeister begann jetzt laut zu werden, auch bemerkte Konrad, daß sich das Misvergnügen mancher unter den Kreuzherren dazu gesellte.

Die erste Forderung, die der Hochmeister an seine Ritter machte, betraf die Reinigkeit ihrer Sitten und die genaue Beobachtung ihres Gelübdes; viele unter den Rittern dachten aber hierin weniger streng, und fanden sich beleidigt, wenn sie der Hochmeister wegen ihrer Lebensweise tadelte und sie zur Verbesserung derselben ermahnte.

Zur Zeit Konrads von Wallenrod klagte man beinahe in der ganzen Christenheit, über Sittenverderbnis der Geistlichen und über die Verschiedenheit in ihren Meinungen und Lehren. Dies gab, einige Jahr später, die Veranlassung zu der bekannten Kirchenversammlung zu Kostnitz, wo

man die Kirche in Haupt und Gliedern zu verbessern suchte.

Nicht weniger wie in andern Ländern hatten sich die Geistlichen in Preußen von der Reinigkeit der ersten Kirchenlehrer entfernt. Die Bischöfe und Aebte lebten in fürstlicher Pracht; Lustbarkeiten und Schmaußereien ketteten sich an einander, und die Sittlichkeit wurde von den geistlichen Herren, im Rausche ihrer Freuden, gar oft verletzt.

Seit der Papst Gregor der Neunte, um die Geistlichen von engen und süßen Verbindungen mit den übrigen Bewohnern eines Staates zurückzuhalten, und sie fester an dem Vortheil des Stuhles Petri zu knüpfen, den Priestern die Ehe verboten hatte, mogte wohl mancher dem Gelübde der Ehelosigkeit und der strengsten Enthaltung von aller näheren Gemeinschaft mit Weibern untreu geworden seyn; dies war aber im geheim geschehen, und die Fehlenden wurden hart gestraft, sobald solche Verletzungen ihrer Pflicht bekannt wurden. Wie vorher leisteten jetzt noch alle angehende Geistlichen das Gelübde der Keuschheit, allein sie scheueten sich nicht, es zu brechen und sich öffentlich damit zu rühmen. Stifter und Klöster waren Wohnsitze der Wollust, wo man ihr ungestraft fröhnte.

Ein kleiner Theil der Geistlichen befleißigte sich zwar noch der Reinigkeit ihrer Vorweser, und erhoben ihre Stimme wider das jetzt herrschende Sittenverderbnis, sie wurden aber nicht gehört und der gröste Theil lachte, im Taumel der Freu-

den, der Bußpredigten jener strengen Mitbrüder. Chorherren und Domkapitularen beschäftigten sich wenig mit geistlichen Dingen, sondern schmausten und zechten, pflogen mit Buhldirnen vertraulichen Umgang und widmeten die Stunden, die ihre frühern Vorgänger den Wissenschaften geweiht hatten, der Jagd und dem Spiele.

Der Hochmeister Konrad pflegte daher zuweilen in seinem Eifer, die Chorherren Hundejungen zu nennen, vergas aber dabei der nöthigen Vorsicht: seinen Eifer nur gegen solche Männer laut werden zu lassen, auf deren Verschwiegenheit er trauen konnte. Sein gerechter Tadel der jetzigen Lebensweise der Geistlichen, der schimpfliche Name, womit er die Chorherren belegte, weil sie wirklich ihren Jagdhunden mehrere Aufmerksamkeit schenkten, als den Geschäften ihres Standes, wurden bald allgemein bekannt und zogen ihm den Has der ganzen Geistlichkeit zu.

Mit einigen der Vornehmsten hatte er Streitigkeiten, und obgleich die Gerechtigkeit immer auf seiner Seite war und er die Geistlichen zu schützen suchte, wenn ihre Rechte von irgend Jemand angegriffen wurden: so stieg doch ihre Unzufriedenheit auf den höchsten Grad, sobald er den Gedanken kund gab, zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten des Feldzuges nach Litthauen, auch sie mit verhältnismäßigen Abgaben zu belegen.

Hier und da begannen jetzt Männer aufzutreten, welche die Nothwendigkeit einer Kirchenver-

besserung erkannten, und Muth genug besaßen, sie versuchen zu wollen. In Frankreich fühlte sich unter andern Doktor Leander Albanus von diesem großen Entschlusse beseelt, allein die erste Mittheilung seiner aufgeklärtern Begriffe zog ihm so viele Verfolgungen zu, daß er beinahe alle Hoffnung verlor, in seinem Vaterlande etwas ausrichten zu können. Er verlies Paris, wo er bis jetzt gelebt hatte, und ging in die nördlichen Provinzen Frankreichs, in welchen er sich mehr Beifall versprach.

Hier hatten die Lehren des Engländers Johann Wicleff einigen Eingang gefunden, Leander fand aber die heimlichen Anhänger derselben äußerst scheu und furchtsam. Sie versicherten ihm, daß noch lange Zeit vergehen würde, ehe sie ihre bessern Kenntnisse von geistlichen Dingen öffentlich bekannt machen dürften, ermahnten ihn auch, vorsichtig zu handeln, weil er, im entgegengesetzten Falle, den Scheiterhaufen wagen würde.

Indem Leander noch mit sich selbst kämpfte, ob er nicht die Beförderung des Guten, das er beabsichtete, mit Gefahr seines Lebens beginnen wollte, wurde er mit einem französischen Ritter bekannt, der eben aus Preußen zurück gekommen war und seinem neuen Bekannten die Versicherung gab, daß er bei dem Hochmeister Konrad Beifall und Schutz finden würde. Leander kam nun auf den Gedanken, nach Preußen zu gehen, blieb aber noch einige Zeit unentschlossen; denn aus Patrio-

tismus wünschte er zuerst seinem Vaterlande nützlich werden zu können.

Er wagte es also noch einmahl von seinen Ueberzeugungen laut zu sprechen, sahe aber davon keinen andern Erfolg, als daß ihn alle Geistliche, die von ihm hörten, für einen gefährlichen, strafwürdigen Ketzer erklärten. Bald erkannte er, daß die Befürchtung seiner Freunde nicht ohne Grund war; und überzeugt, daß es besser wäre, für das Wohl der Menschen im allgemeinen zu handeln, als in seinem Vaterlande, wo er sich keinen Schutz versprechen konnte, sein Leben in Gefahr zu setzen, ohne dadurch etwas Gutes bewirken zu können, floh er heimlich aus Frankreich, mit Hülfe des Hochmeisters Konrad und seiner helldenkenden Räthe, in Preußen das große Werk zu beginnen, wovon er sich, mit gerechter Hoffnung, wohlthätige Folgen für das ganze Menschengeschlecht versprach.

Mit einem Empfehlungsschreiben von dem französischen Ritter, der ihn die erste Nachricht von dem Hochmeister des deutschen Ordens gegeben hate, kam Leander zu Marienburg an. Gütig und ehrenvoll empfing ihn der Hochmeister, der schon längst eine Kirchenverbesserung gewünscht hatte, und sich freuete, jetzt einem gelehrten und muthvollen Mann zu finden, der sich mit ihm zu diesem Entzweck verbinden wollte.

Kühn und furchtlos trat nun Leander auf und trug Lehren vor, die freilich den Beifall der Geistlichen nicht erhalten konnten. Er behauptete: daß

jeder, der Gott fürchte und recht handele, dem höchsten Wesen angenehm sei; daß Fasten, Beichten und andere kirchliche Gebräuche Menschensatzungen wären, deren Befolgung keinen Werth gäbe. Ehelosigkeit sei wider Gottes Ordnung, und Mönche und Nonnen ihm misfällig, weil sie den Zweck ihres Daseyns nicht erfüllen, sondern durch ein widernatürliches Gelübde von den übrigen Weltbürgern sich trennten, und durch Faulheit und heimliche Laster des Unterhaltes sich unwürdig machten, den die gutwilligen Laien ihnen reichten, daher es sündlich wäre, Klöster zu stiften, ohne die schon bestehenden zu begaben, da man sich hierdurch des Vermögens beraubte, durch Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige und wirklich Arme sich wahres Verdienst um die Menschheit zu erwerben.

Kaum waren diese Behauptungen Leanders in Preußen kund geworden, als er auch hier von der gesammten Geistlichkeit verketzert wurde, doch konnte Leander dabei ganz ruhig bleiben, da ihm der Hochmeister seinen Schutz versprochen hatte.

Nicht allein bei diesem, sondern auch bei vielen der vornehmsten Kreuzherren fanden Leanders Lehren großen Beifall. Besonders war unser Heinrich einer von den eifrigsten Verehrern derselben, und er würde schwerlich jemahls so groß und unglücklich geworden seyn, als er späterhin wirklich wurde, wenn er diesen Reformator aus Frankreich nicht gesehen, seine Lehren für wahr erkannt und

LB Coburg

sich die stete Befolgung derselben zum festen Vorsatz gemacht hätte.

Sehr oft befand sich Heinrich in der Gesellschaft Leanders, der sich gegen den Hochmeister erbot, seine Lehrsätze vor einer Kirchenversammlung, die er zusammen berufen mögte, öffentlich zu vertheidigen und die Wahrheit derselben aus der Vernunft und der Offenbarung zu beweisen. Der Hochmeister that diesen Entschlus den Geistlichen des Landes kund, und betagte sie nach Marienwerder, sich daselbst mit Leandern zu unterreden, und ihn entweder zu widerlegen oder die Wahrheit seiner Lehrsätze anzuerkennen.

Der bestimmte Tag erschien, voll Vertrauen auf die Wahrheit seiner Ueberzeugung und auf den Schutz des helldenkenden Hochmeisters ging Leander nach Marienwerder, war aber so unglücklich, den Ort nicht zu erreichen. Nicht fern von den Mauern desselben war eine Leimgrube, bei welchen der Wagen umwarf. Leander fiel in die Grube und verlor sein Leben.

Gleich damahls trug man sich über diesen Vorfall mit mancherlei Gerüchten, aber erst nach mehreren Jahren entdeckte es sich, daß Leanders Fuhrmann von einigen Geistlichen war erkauft worden, sie auf diese Weise der Mühe, ihn zu widerlegen, zu überheben. Sie hatten ohne Zweifel gefühlt, daß es unmöglich seyn würde, in Gegenwart des Hochmeisters und mehrerer aufgeklärter Männer

unter der Kreuzherren, Wahrheit durch Geschrei, Menschensatzungen und Trugschlüsse zur Unwahrheit herab zu würdigen, und schützten sich deshalb durch Meuchelmord vor den nachtheiligen Folgen, die sie für sich voraus sahen, wenn Leander Sieger bliebe.

Sehr nahe ging der Tod des französischen Doktors dem Hochmeister und Allen, die mit ihm übereinstimmend dachten; die Geistlichen entblödeten sich aber nicht, laut darüber zu jauchzen, und dem Volke zu sagen, daß Gottes Gerechtigkeit den Ketzer von der Erde hinweggerafft hätte, um ihn vor sein Strafgericht zu ziehen.

Durch Leanders Behauptungen war die Ueberzeugung, wie nöthig die Kirche einer Verbesserung bedürfte, in Preußen allgemein worden. Da dies den Geistlichen nicht verborgen blieb, gedachten sie eine solche scheinbare Verbesserung vorzunehmen, und setzten unter sich einige Verordnungen fest, welche Strafen für die Beleidigungen der guten Sitten, besonders aber für die Anhänger Leanders und aller andern Ketzer enthielten. Diese Verordnungen wurden den Hochmeister zur Bestätigung vorgelegt; er fand sie nicht nach seinem Wunsche, glaubte sie aber dennoch bestätigen zu müssen, wenn der große Plan, den er entworfen hatte, nicht scheitern sollte.

Dieser Plan beschränkte sich nicht auf die Eroberung Litthauens; mit dieser sollte er nur beginnen, mit einer kirchlichen und polnischen Verbesse-

rung des ganzen Landes vollenden. Ehe Konrad dies unternehmen konnte, muste er die Ruhe von außen sichern, und dies war ohne Unterstützung der Geistlichkeit unmöglich, weil er zu der beschlossenen Eroberung von Litthauen größere Summen nöthig hatte, als er durch die Schatzungen aus dem Lande auftreiben konnte, wenn die Geistlichen nicht ebenfalls ihren Beitrag dazu lieferten. Dies war der Grund, warum er jetzt Gesetze bestätigte, die er in kurzer Zeit wieder aufzuheben und durch bessere zu ersetzen gedachte.

Religionseifer hatte sonst ganze Schaaren muthiger Krieger nach Preußen gezogen, durch den Kampf wider die Ungläubigen Ablas zu gewinnen; dieser Eifer war aber schon seit einiger Zeit erkaltet, und die wenigen Ritter, die noch mit ihren Reisigen nach Preußen kamen, thaten es entweder aus Ruhmbegierde, aus Neigung zum Kriege, welchen der eben herrschende Friede in ihrem Vaterlande keine Befriedigung gab, oder in der Absicht: durch ihr Schwerdt, das vielleicht ihr ganzes väterliches Erbe war, in Preußen sich ein glänzenderes Eigenthum zu erwerben, denn die Hochmeister pflegten die fremden Ritter, die sich in Preußen niederließen, und um den Orden verdient machten, mit Burgen und Herrschaften zu belehnen.

Immer kamen zwar noch solche abenteuernde Ritter nach Preußen, allein ihre Zahl war nicht

groß, und die Hülfe, die man sich von ihnen versprechen konnte, unbeträchtlich. Der Orden muste daher, bei großen kriegerischen Unternehmungen, fremde Söldner in Dienst nehmen, die ihm ihre Arme und Schwerdter nur für baare Bezahlung lehnten. Hierzu waren große Summen erforderlich, welche gewöhnlich durch eine außerordentliche dreijährige Auflage aufgebracht wurden.

Zur Zeit, wo der Hochmeister Konrad von Wallenrod zur Eroberung Litthauens den Plan machte, befanden sich die Ordenslande in blühendem Wohlstande. In den jüngsten Fehden mit Litthauen war der Schauplatz des Krieges nicht nach Preußen gekommen, oder hatte aufs höchste nur kleine Striche des Landes betroffen. Die Landleute sahen daher die Hoffnungen, die sie sich von ihren grünenden Saaten machten, nicht durch die Verwüstungen feindlicher Schaaren zertrümmert; das Land war überhaupt sehr fruchtbar, und jetzt waren besonders die Vorrathshäuser überflüßig angefüllt, weil die Ernten, in den beiden zuletztverflossenen Jahren, außerordentlich gesegnet gewesen waren.

Das gab dem Hochmeister gewisse Hoffnung, ohne Nachtheil des Landes, die großen Kosten eines Krieges bestreiten zu können, den Sorgfalt für die Selbsterhaltung so nothwendig machte. Der Schatz des Ordens befand sich in einen trefflichen Zustande, auch wuste ihn Konrad noch ansehnlich

zu

zu vermehren. Es fand sich eine solche Menge von Kaufleuten in Preußen ein, Getreide zu handeln, daß die Vorräthe der Privatleute zu ihrer Befriedigung nicht hinreichend waren. Der Hochmeister lies ihnen deswegen die Vorrathshäuser des Ordens öffnen, und verkaufte ihnen den Ueberflus zu theurern Preisen, als sie vorher bezahlt hatten. Hierdurch gewann er beträchtliche Summen, die aber freilich zur Bezahlung der großen Schaaren von Söldlingen, die der litthauische Krieg nothwendig machte, nicht hinreichend waren.

Diesen Mangel zu ersetzen berief der Hochmeister eine Versammlung der Stände und schrieb, mit ihrem Beirathe, eine Schatzung aus, die das Land jetzt, wo Ueberflus an Gelde war, gewiß leichter bezahlen konnte, als zu jeder andern Zeit. Dennoch gaben viele ihren Beitrag nicht ohne Murren; besonders beklagten sich die Geistlichen, daß sie sowohl wie jeder Andere zu dem Bedürfnis des Landes ihren Beitrag geben musten. Weislich hatte der sorgfältige Konrad die Vertheilung gemacht, keiner von allen Bewohnern des Landes war frei von der allgemeinen Schatzung, die mit der strengsten Rücksicht auf das Vermögen eines jeglichen gemacht wurde.

Konrad hatte Gesandte nach Deutschland, Frankreich und England abgeschickt, die Religion, Ehre und Eigennutzen in Bewegung setzten, um die Fürsten und Herren durch einen dieser Bewegungsgründe

dahin zu vermögen, daß sie den Orden mit mächtiger Hülfe unterstützen mögten. Sie waren auch in ihren Unterhandlungen so glücklich, daß im Jahr 1394 nach und nach sechs und vierzig tausend Mann fremder Hülfsvölker in Preußen eintrafen, mit dem Heere sich vereinigten, das Konrad im Lande selbst ausgerüstet hatte.

Der Hochmeister wuste, wie mächtig Ehrgefühl sich über den grösten Theil der Menschen beweist, und beschlos diese Erfahrung zum Besten des Ordens zu benutzen. Er machte dem ganzen Heere bekannt, daß er beschlossen hätte, drei Ehrentische zu halten, um denjenigen, die sich gegen die Feinde besonders auszeichnen würden, im Namen des ganzen Ordens zu danken, und ihre Verdienste vor allem Volke zu ehren. Eins dieser feierlichen Ehrenmahle sollte vor dem Anfange des Feldzuges, die beiden andern nach der Vollendung desselben gehalten werden, wozu der Hochmeister eine große Summe bestimmt hatte, um sie so glänzend als möglich zu machen.

Zu dem ersten Ehrentische, der gleich nach dem Einbruche in das feindliche Land gehalten wurde, konnten freilich nicht blos solche Männer gezogen werden, die sich schon jetzt wesentliches Verdienst um den Orden erworben hatten, weil man sie sonst nur aus den Kreuzherren selbst hätte wählen können, da die mehresten Fremden ihr Schwerdt jetzt zum erstenmahle für den Orden ziehen wollten. Weil aber Konrad die ganze Anstalt grösttentheils

zur Aufmunterung für die Fremden getroffen hatte, gab er dem Landmarschall, Engelbrecht Raben, den Auftrag, mit dem Beirathe, des Markgrafen Friedrichs von Meißen, der dem Orden ebenfalls zu Hülfe gekommen war, zwölf der verdientesten Männer auszusuchen.

Als ein Beitrag zur Charakterisirung des Geistes der damahligen Zeiten, und zur Kenntnis des Maasstabes, nach welchem man Verdienste und ausgezeichnete Thaten verschiedener Art würdigte, mögen hier die Namen einiger von denen stehen, die einen Platz an diesem Ehrentische erhielten.

Den ersten bekam Ritter Kinodius von Richardsdorf aus Oesterreich, der nach und nach sechszig gerüstete Türken mit eigner Hand erlegt hatte. Ihm folgte Friedrich, der Markgraf von Meißen, aus Rücksicht auf die Verdienste, die sich das Stammhaus desselben, um den deutschen Orden erworben hatte. Dann kam Hildermid, ein Graf aus Schottland, den man für eine edle That seines Vaters belohnte. Der ältere Graf hatte mit seinem Körper die Streiche aufgefangen, die wider seinen König gerichtet waren und ihm hierdurch das Leben, mit Aufopferung des seinigen, gerettet. Unter dem Sohne dieses großen Vaters sas Graf Ruprecht von Würtenberg, der aus Demuth die angetragene Kaiserwürde ausgeschlagen hatte. Den fünften Platz erhielt der Hochmeister, zum Lohne für die Standhaftigkeit, womit er seinem Entschlusse: ein deutscher Ritter zu werden, treu

geblieben war, ob ihm gleich eine der liebenswürdigsten Damen ihres Zeitalters, eine Gräfin von Habsburg, für die Konrad wirklich Liebe fühlte, ihre Hand geben wollen. Degenhard, ein Bannerherr aus Westphalen, hatte den Mördern seines Vaters verziehn, weil sie ihn bei der heiligen Jungfrau um Vergebung beschworen, und sahe sich jetzt dafür zu dem Ehrentische gezogen, an welchem man Friedrichen von Buchau den siebenten Platz anwies. Dieser Ritter verweigerte nie eine Bitte, wenn sie im Namen des heiligen Georgs geschahe. Außer diesen hier genannten Männern saßen noch fünf an dem Ehrentische, deren Namen die Chronikenschreiber nicht aufbehalten haben.

Das ganze Heer hatte sich an der Memel gelagert, die Kreuzherren, mit ihren Knechten, auf der einen Seite; auf der andern die Hülfsvölker. Zwischen beiden Heeren auf einer kleinen Insel des Flusses, die durch fliegende Brücken mit dem Ufer verbunden wurde, befand sich der Ehrentisch, unter einem prachtvollen Zelte. Ueber jedem der theilnehmenden Herren wurde ein Sonnenschirm von Goldstück gehalten, und die aufgetragenen Speisen und Getränke wurden aus goldenen oder silbernen Gefäßen genossen, die man den Speisenden, zum Andenken an den heutigen Tag, mitzunehmen vergönnte. Wirklich nahm sich auch jeder einen goldenen Becher, oder ein anderes kleines Stück, um es dereinst auf sein Haus zu vererben, als eine Aufforderung: tapfer und edel zu seyn.

Die edle Gesellschaft, gewiß die einzige in ihrer Art, die jemahls an einem Tische gesessen hat, wurde von den jüngsten Rittern unter den Kreuzherren bedient, und jeder dieser jungen Männer schien stolz, über diesen Dienst, und fühlte dabei den festen Vorsatz in sich aufleben: durch ähnliche Verdienste, wie sie die gegenwärtigen Herren auszeichneten, sich dereinst auch einen solchen Ehrenplatz zu erwerben.

Unser Heinrich hatte den jungen Ritter, der den Hochmeister bediente, um diese Ehre beneidet, und deshalb den Hochmeister gebeten, ihm seine Stelle zu geben. Herr Konrad wollte die getroffene Ordnung nicht verändern, um aber seinen Liebling des Vergnügens nicht zu berauben, immer gegenwärtig zu seyn, gab er ihm die Aufsicht über den Schenktisch. Die Besorgung des Ganzen war dem Marschall Engelbrecht aufgetragen worden.

Indem die erhabene Versammlung speiste, sangen Harfner Lieder zu ihrem Ruhme. Die Thaten jedes Einzelnen wurde besungen, besonders diejenigen, durch die sich ein jeder von ihnen der Ehre würdig gemacht hatte, die er heut genoß. Herolde rühmten die Bereitwilligkeit, womit Fürsten, Herren und Ritter dem deutschen Orden in seinen Nöthen immer beigestanden hatten; dankten den Gegenwärtigen, daß auch sie für ihn und für die Ausbreitung der christlichen Religion fechten wollten, machten Vitolds treuloses Betragen gegen den Orden kund, und versprachen, im Namen des Hochmei-

sters, daß nach vollendetem Feldzuge noch zwei Ehrentische gehalten werden sollten, den tapfern Männern zu danken, die sich in der Dauer des Krieges ausgezeichnete Verdienste um den Orden erringen würden.

Auch in den beiden Lagern, die ebenfalls bewirthet wurden, wiederholten die Herolde dieses Versprechen des Hochmeisters; auch hier sangen Harfner den Ruhm der Herren, die an dem Ehrentische saßen, um ihn allgemein kundbar zu machen.

Den Tag nach diesen seltenen Mahle brach das Heer in drei verschiedenen Haufen auf. Wilna war der Standpunkt, wo sie sich wieder vereinigten, und unverzüglich die Belagerung dieser wichtigsten Veste Litthauens begannen. Bis jetzt hatten die Ordensvölker nur kleine feindliche Haufen gesehen, die schnell wieder zurück flohen, sobald sie von ihnen erblickt wurden. Wilna war zwar mit einer starken Besatzung versehen, die aber den glücklichen Anfang der Belagerung nicht verhindern konnte. Vorzüglich thaten einige Feuerschlünde, die wahrscheinlich jetzt zum erstenmahle in Litthauen gebracht wurden, dem Ordensheere treffliche Dienste. Durch sie waren, bis zum dritten Tage der Belagerung weite Oeffnungen in die Mauern gemacht worden, durch welche die Befehlshaber des Heeres bald in die Stadt zu dringen hofften, ob ihnen gleich die Tapferkeit der Besatzung bis jetzt den Eintritt verwehrt hatte.

Unter dem ganzen Heere war die Hoffnung algemein, sich in kurzem Meister von Litthauen zu

sehen; und die Zuversicht, mit welcher man sich den Sieg versprach, war vielleicht schuld, daß nicht alle Vorsicht gebraucht wurde, die im Kriege, wie im gemeinen Leben, auch bei den lachendsten Hoffnungen nie vergessen werden darf. Der Hochmeister, welcher erforscht hatte, daß sich Vitold nicht in der Veste befand, kannte den unternehmenden Geist, die Verschlagenheit und Tapferkeit dieses Fürsten, und ermahnte deshalb alle Krieger, die unter seinem Befehle standen, immer auf ihrer Hut zu seyn; allein voll gewisser Hoffnung des Sieges, wurde dieser Ermahnung nicht gehörig gefolgt, und der glücklich angefangene Feldzug nahm das traurigste Ende.

Dem Herzog Vitold waren die Anstalten nicht verborgen geblieben, die der Hochmeister schon seit zwei Jahren zum Kriege mit ihm gemacht hatte. Er traf daher ähnliche Vorkehrungen, um aber des Sieges noch gewisser zu seyn, wollte er sich auch der List wider seine Gegner bedienen. Nur um sie sicher zu machen, hatte er sich ihnen nicht gleich bei ihrem Einfalle entgegen gestellt, sie auch in dem Anfange der Belagerung von Wilna nicht gestört. Tiefer im Lande zog er indessen ein furchtbares Heer zusammen, das außer den Litthauern aus polnischen und rußischen Hülfsvölkern bestand.

Mit diesen brach er endlich eilend auf, erreichte zu der Zeit, da der Morgen zu dämmern begann, das feindliche Lager, fand die Vorposten desselben schlecht besetzt, den grösten Theil der Krieger im Innern des Lagers noch schlafend. Vitold war mit

seinen Völkern dem Ordensheere weit überlegen; völlig gerüstet und vorsichtig begann er den Angriff gegen Krieger, die aus dem Schlafe aufgeschreckt, zum Theil nur halb bewaffnet waren.

Dem Befehlshaber in Wilna war Vitolds Plan bekannt; er machte mit der ganzen Besatzung einen Ausfall, sobald das Geschrei: zu den Waffen! aus dem feindlichen Lager in seine Ohren drang, und ihn von der Ankunft seines Herrn überzeugte. Von einer überlegenen Menge sahe sich nun das Ordensheer auf allen Seiten angegriffen, konnte wohl der Sieg lange zweifelhaft bleiben? Mit Löwenmuthe kämpften die Kreuzherren und jeder Einzelne von ihren Hülfsvölkern, doch hatte dies keinen andern Erfolg als Vergrößerung ihrer Niederlage. Vitold blieb Sieger, und das Ordensheer verlor dreißig tausend seiner tapfersten Krieger.

Dieser Verlust nöthigte dem Hochmeister, sich eilend nach Preußen zurückzuziehen. Auf dem Wege wurde er von einem hitzigen Fieber befallen; wahrscheinlich eine Folge der Beschwerden des Feldzuges im heißesten Sommer, und des schmerzlichen Verdrusses über den unglücklichen Ausgang eines Unternehmens, wovon er sich die beste Hoffnung gemacht hatte. Heinrich wich beinahe nicht von dem Bette seines väterlichen Freundes, sorgfältig pflegte er sein, und in Verbindungen mit Konraden von Jungingen, dem jetzigen Ordenstreßler *) und an-

*) Treßler oder Tresorer nannte man in jenen Zeiten den Schatzmeister.

dern Freunden des Kranken, beschwor er die gegenwärtigen Aerzte: zur Rettung desselben ihre ganze Kunst aufzubieten.

Es waren der Aerzte zwei, welche beide versicherten, daß sie zur Erhaltung des Lebens ihres hochwürdigen Herrn, das ihnen nicht weniger theuer wäre als jedem treuen Unterthan, gewiß alles thun würden, was ihre Kräfte vermögten, allein die Verräther handelten dieser Versicherung genau entgegen, indem sie, von einigen Feinden des Hochmeisters zum geheimen Meuchelmorde erkauft, dem unglücklichen Kranken solche Arzneimittel gaben, durch die sein Uebel vermehrt wurde. Unter den heftigsten Schmerzen und in fürchterlicher Raserei gab der große, verdienstvolle Konrad von Wallenrod, nach einigen Tagen, in Heinrichs Armen seinen Geist auf.

Von dem bessern Theile der Bewohner Preußens wurde dieser Todesfall aufrichtig betrauert, viele scheueten sich aber nicht, nun laut einen Mann zu lästern, dessen Verdienste unleugbar waren, der immer mit der grösten Sorgfalt für das Beste des Landes gearbeitet hatte, das ihm zur Regierung war übergeben worden. Besonders mishandelten die Mönche, in ihren Chroniken, seinen Nachruhm; aber schon längst sind diese Lästerungen widerlegt worden, und wirklich waren viele so beschaffen, daß sie keiner Widerlegung bedurften.

Aus Has gegen einen Fürsten, der sich vor der Tonsur nicht beugte, wenn sie auf den Schei-

tel eines Unwürdigen geschoren war, der seinen Stand schändete, rechnet es einer dieser elenden Geschichtschreiber Konraden zum Verbrechen an, daß er ein starkes schwarzes Haar und ein finsteres Ansehen hatte; daß er, welcher in der ganzen Dauer seiner Krankheit seiner Sinne beraubt war, ohne Beichte und Abendmahl die Welt verließ. Lobenswürdig war es gewiß von dem Hochmeister Konrad, daß er manche Städte durch Vorstädte vergrößerte, viele Dörfer erweiterte, mit Mauern umzog, zu Städten erhob und sie mit Polen, Litthauern und andern Völkern bevölkerte, die aus ihren Geburtslanden wanderten, um unter der milden Herrschaft des weisen Konrads glücklicher zu seyn, dennoch aber tadelt es dieser Chronikenschreiber an ihn, und sucht überhaupt alle seine großen und edeln Handlungen herabzuwürdigen.

Doch wir vergessen, daß wir keine Ehrenrettung Konrads von Wallenrod schreiben wollen, die auch über dies unnöthig wäre, da es schon längst erwiesen worden ist, daß alles Böse, was von dem Hochmeister Konrad gesagt wurde, blos Verläumdung aufgebrachter, eigennütziger Mönche war.

Vier Monden nach dem Tode Konrads von Wallenrod wurde in der Person des Treßlers, Konrad von Jungingen, die Wahl eines neuen Hochmeisters getroffen. Vorher schon war mit dem Herzoge von Litthauen ein Waffenstillstand geschlossen

worden, jetzt brachten die Bemühungen des neuen Hochmeisters bald den völligen Frieden zu Stande. Konrad von Jungingen hatte sich einen andern Plan gemacht als sein Vorweser. Nicht durch das Schwerdt, sondern durch Kauf dachte er die Besitzungen des Ordens zu erweitern, und hierdurch in den Stand zu setzen, Polens und Litthauens vereinigte Macht, die er jetzt für überlegen hielt, nicht fürchten zu dürfen. Er wollte daher im Frieden den Schatz des Ordens und den Wohlstand des Landes überhaupt vermehren, um damit irgend einen Geldbedürftigen Fürsten aus der Noth helfen zu können.

Ritter — sprach er gleich nach seiner Erwählung zum Hochmeister zu unserm Heinrich — ich hoffe, daß ich eben nicht oft eines Kompans bedürfen werde, da ich aber wohl wünschte, Euch immer um mich zu haben: so ernenne ich Euch zum Hauskomthur zu Marienburg. Eure Tapferkeit verdiente zwar wohl einen höhern Posten, last mich aber diesen noch eine Zeitlang zurückbehalten, damit der Neid, der ohnehin schon zuweilen gegen den Liebling meines Vorwesers rege wurde, seine Tücke an Euch nicht noch mehr üben möge.

Heinrich war mit dem Posten, den ihm der Hochmeister anwies, sehr wohl zufrieden, so wie er sich überhaupt der Wahl Konrads von Jungingen zum Hochmeister freuete. Michael hingegen, der für unsern Helden, so oft er mit ihm zusammen kam, was aber freilich selten geschahe, noch im-

mer die vorige Freundschaft heuchelte, war höchst unzufrieden, daß die höchste Gewalt im Orden ein Mann erhalten hatte, von dem er keine Beförderung hoffen konnte.

Voller Verdrus hatte er sich so lange Hauskomthur zu Rastenburg gesehn, und nun quälte ihn die Furcht: noch viele Jahre in dieser Eingeschränktheit leben zu müssen, denn er wuste sehr wohl, daß er sich der Gunst des neuen Hochmeisters nicht rühmen konnte; sahe auch voraus, daß er unter seiner Regierung wenig Gelegenheit erhalten würde, sich auszuzeichnen. Dies war allein im Kriege möglich, Konrads friedfertige Gesinnungen waren aber zu allgemein bekannt, um den unzufriedenen Michael die Hoffnung zu erlauben, unter seiner Regierung einen so allgemeinen Krieg entstehen zu sehen, daß er als Hauskomthur daran würde Theil nehmen können.

Wohlthätig war die Regierung Konrads von Jungingen für den deutschen Orden, auch ist sie nicht leer an wichtigen Begebenheiten, die wir aber nur in wenig Zeilen berühren wollen, weil sie ohne Einflus auf unsern Helden waren.

Konrad besas jetzt seit zehn Jahren die hochmeisterliche Würde, und war in diesem Zeitraume von dem System, daß er sich gemacht hatte, nicht abgegangen. Alle Kriegslustige unter den Kreuzherren forderten ihn oft auf, den trefflichen Wohlstand, in dem sich die Ordenslande unter seiner Regierung befanden, zur Ausführung des Planes zu benutzen, der seinem Vorweser mislungen war, aber

Konrad blieb seinem Entschlusse unerschütterlich getreu. Sein Hofnarr wurde erkauft, ihn durch Neckereien zum Kriege zu reizen. Er nannte ihn gnädige Frau Aebtißin und erinnerte ihn oft, daß sich seine friedfertigen Gesinnungen für einen Domherren besser ziemten, als für einen Hochmeister des deutschen Ordens. Konrad lächelte hierzu, wenn aber ein Anderer als sein lustiger Rath ihm etwas Aehnliches sagte, so suchte er ihm zu beweisen, daß es dem Besten des Ordens zuträglicher wäre, mit Polen und Litthauen in Friede zu leben, als einen Krieg zu beginnen, von dem man sich mit so wenig Hoffnung einen glücklichen Ausgang versprechen könnte.

Die Polen machten zuweilen Streifereien in Preußen und trieben den Landleuten das Vieh weg; doch auch hierdurch konnte Konrad nicht gereizt werden, ihnen den Krieg zu erklären, ob ihn gleich viele Ordensritter zu überreden suchten, daß die Würde des deutschen Ordens solches erfordere. Konrad ersetzte den Landleuten den erlittenen Schaden, und glaubte den Frieden mit Polen, durch die kleinen Summen, die er hierauf verwenden muste, nicht zu theuer erkauft.

Während dieser Zeit erkaufte der Hochmeister das Ländchen Dramburg und die neue Mark von dem, immer Geld bedürftigen, König Siegmund von Ungarn. Dabei suchte er sorgfältig die ältern Besitzungen des Ordens immer blühender zu machen, auch das sittliche Wohl der Landesbewohner durch weise Gesetze zu vermehren.

Ueberhaupt schien diesem Hochmeister das Glück besonders günstig zu seyn, denn er erweiterte nicht nur durch Kauf die Gränzen des Landes mehr, als es mancher seiner Vorgänger mit Verlust vieler tausend tapferer Männer vermogt hatten, sondern sahe auch günstige Zufälle mit der Vorsicht sich verbinden, mit welcher er seine Plane entwarf. Alle Bemühungen seiner Vorgänger, Sameiten zu erobern, waren vergebens gewesen, kaum daß es Konraden von Wallenrod gelungen war, durch Erbauung einiger Schlösser festen Fuß darin zu fassen; und dem friedlichen Konrad von Jungingen unterwarf ein glücklicher Zufall das ganze Land.

Die Unzufriedenheit Vitolds und der litthauischen Großen über die Abhängigkeit ihres sonst freien Landes von Polen, wurde aufs Neue rege. Vitold suchte Hülfe bei dem deutschen Orden; versprach für die gewisse Abtretung von Sameiten Geißeln zu geben, und erhielt von dem Hochmeister etliche tausend Mann Hülfsvölker. Sameiten kam unter die Herrschaft des Ordens, der nicht nöthig hatte den Krieg mit Polen lange fortzusetzen. Jagello und Vitold glichen ihre Fehde friedlich aus, und jeder dieser Fürsten schlos auch mit dem Hochmeister einen ewigen Frieden. Heinrich hatte an diesem Kriege keinen Theil genommen, denn der Hochmeister sendete Vitolden nur solche Gebietiger mit ihren Untergebenen, zu Hülfe, die ihren Standort nicht weit von der Litthauischen Grenze hatten.

So viel von den Begebenheiten Preußens, in den nächsten zehn Jahren, nach dem Tode Konrads von Wallenrod. Um uns nicht allzulange bei Dingen zu verweilen, die unsern Helden nicht unmittelbar angehen, wählen wir unter den wichtigsten Dingen nur diejenigen aus, deren Berührung uns nothwendig schien, damit den Lesern, in dem Verfolge dieser Geschichte, nicht etwas Unverständliches aufstoßen mögte.

Schon oft war Heinrich von seinem ältern Bruder, der vor etlichen Jahren die Regierung der väterlichen Besitzungen angetreten hatte, und von seiner Schwester, der Gräfin Irmengard aufgefordert worden, sie nach einer so langen Trennung einmahl heim zu suchen, und in ihm selbst war die Sehnsucht, seine Verwandten wieder zu sehen, öfters erwacht. Jetzt, da Preußen mit allen seinen Nachbarn Friede hatte, wurde diese Sehnsucht stärker als jemahls in ihm. Er bat den Hochmeister um Vergunst, nach Deutschland reisen zu dürfen, erhielt hierzu drei Monden Zeit, und machte sich eilend auf den Weg, seine Geschwister wieder einmahl an seine Brust zu drücken, und zu sehen, ob er in ihren Söhnen solche hoffnungsvolle Jünglinge finden würde, wie er wünschte und hoffte.

Werner war jetzt ein Mann von beinahe siebenzig Jahren, nicht ganz ohne die Schwächlichkeit des hohen Alters. Seiner zu schonen, wollte ihn daher Heinrich nicht mit sich nehmen, der alte treue

Diener, der sich ebenfalls sehnte, die Geschwister seines Herrn vor seinem Ende noch einmahl zu sehen, bestürmte ihn aber so lange mit Bitten, bis er endlich sein Gesuch, ihn begleiten zu dürfen, bewilligte. Der Hochmeister gab seinem Freunde noch einen Turkopol und etliche Ordensknechte mit, ertheilte ihm auch den Tag vor seiner Abreise das Versprechen: die Stelle des Treßlers, wenn der Ordensbruder, der sie jetzt bekleidete, und gefährlich krank war, sterben sollte, bis nach seiner Rückkehr unbesetzt zu lassen, und sie dann ihm zu geben.

Lieber als manchen Andern — setzte der Hochmeister sehr schmeichelhaft für unsern Heinrich hinzu — würde ich Euch schon hier oder da zum Komthur oder Voigt gemacht haben, allein ich hätte mich dann von Euch trennen müssen, und verschob daher die Belohnung, die Ihr schon längst verdientet, bis mir der Tod eines Großgebietigers hierzu Gelegenheit geben und des Schmerzes, Euch von mir scheiden zu sehn, mich überheben würde.

Heinrich hatte von dem Hochmeister Aufträge an den Landmeister von Deutschland erhalten, die er besorgen muste, bevor er sein Geschwister besuchen konnte. Der Landmeister von Deutschland hatte bekanntlich seinem Sitz zu Marburg in Hessen, da sich Heinrich nun also nicht fern von Katzenellenbogen befand, besuchte er zuerst seine Schwester. Auf dem langen Wege von Marienburg nach Marburg war Heinrichen nichts begegnet, das hier erwähnt

zu

zu werden verdiente, aber auf dem kurzen Wege nach Katzenellenbogen sties ihn ein Abenteuer auf, wovon wir unsern Lesern nähere Nachricht geben müssen.

Das Bergschlos Katzenellenbogen, wo Heinrichs Schwager, Graf Johann, gewöhnlich zu hausen pflegte, liegt nahe am Ufer des Rheins, an welchem Heinrich hinritt, und sich der schönen Naturscenen freuete, die sich seinem Auge hier darstellten. Die Sonne eines heißen Sommertages brannte ihn durch die Rüstung, weshalb er sich derselben entledigte und sie seinen Knechten übergab. Im Vertrauen: daß ihn sein Mantel mit dem Ordenszeichen der Marianer vor jedem räuberischen Anfalle schützen würde, ritt er langsam fort, denn aus Sorgfalt für seine lechzenden Begleiter, glaubte er die Erfüllung der Sehnsucht nach seiner Schwester, auf eine kurze Zeit länger hinaussetzen zu müssen.

Jetzt sahe er in einiger Entfernung aus einem Seitenwege zwei Frauenzimmer kommen, die auf ihren Zeltern ebenfalls den Weg nach Katzenellenbogen nahmen. Ohne auf diese Damen zu achten, begann Heinrich schärfer zu reiten, weil der Wunsch, seine geliebte Schwester bald in seine Armen zu schließen, stärker in ihm wurde, jemehr er sich dem Schlosse näherte. Er bemerkte wohl, daß die beiden Damen vor ihm jetzt auch schneller ritten, und sich zuweilen nach ihm umsahen; ausschließend mit dem Gedanken an die Freuden des Wiedersehens beschäftigt, fiel es ihm

nicht bei: daß Furcht vor ihm und seinen Begleitern, vielleicht die Ursache dieser Eil seyn könnte. Wachsend wurde Heinrichs Sehnsucht nach seinen Lieben größer, und der Gang seines Rosses, das er, ohne es selbst zu wissen, spornte, in gleichem Grade schneller.

Das Fräulein, das mit ihrer Zofe vor Heinrichen her ritt, und ihre Freundin, die junge Gräfin von Katzenellenbogen, besuchen wollte, war wirklich furchtsam geworden, da si hinter sich einige bewaffnete Reuter erblickten, die sie weder an den Schildern noch an den Feldbinden erkannte. Sie bemerkte, daß die Unbekannten, bald nachdem sie aus dem Wege vom Schlosse ihres Vaters hervorgekommen war, geschwinder ritten wie vorher, wodurch ihre Furcht vermehrt wurde. Sie begann die Unbekannten für Räuber zu halten, und um der Gefahr zu entgehen, die ihre Einbildungskraft ihr vorbildete, trieb sie ihren Zelter an, damit sie den Burgfrieden des Schlosses bald erreichen mögte.

Furcht und Eil ließen das furchtsame Fräulein der nöthigen Achtsamkeit auf ihr Ros vergessen, das über das stete Antreiben seiner Reiterin unwillig zu werden schien. Im schnellsten Laufe rannte es vom Wege ab, näher nach dem Rheine hin, und vergebens suchte es das zitternde Fräulein zu bändigen, doch hielt sie sich noch fest im Sattel. Jetzt flog das scheue Ros einen Fußpfad, hart am Gestade des Rheins, mit ihr dahin; das Fräulein hörte den Strom neben sich rauschen; bedachte, daß

ein Fehltritt ihres Rosses sie in seine Fluthen begraben könnte, und noch einmahl bot sie alle ihre Kräfte auf, das wilde Thier von diesem gefährlichen Wege ab zu leiten, aber das Pferd bäumte sich und warf seine Reiterin in den Rhein.

Die Zofe der Verunglückten hatte nach Hülfe geschrieen, sobald sie ihre Gebieterin in Gefahr sahe, doch auch ohne diese Aufforderung würde Heinrich, der das Scheuwerden ihres Rosses bemerkte, seinen Streithengst angespornt haben, sie zu ereilen. Nur wenig Schritte war er noch von ihr, als sie den unglücklichen Fall that, und nun sprang er herab von seinem Rosse, das er Wernern übergab, freuete sich, daß er vorher seine Rüstung abgelegt hatte, und stürzte sich der Unglücklichen nach in die Fluthen, um sie zu retten.

Heinrichs Vater, welcher voraus sahe, daß die Lebensweise, für die er seinen Sohn bestimmte, ihn in mancherlei Gefahren bringen würde, hatte bei der Erziehung desselben Sorge getragen, ihm Mittel zu lernen, sich daraus zu retten. Er hatte ihn deshalb auch Schwimmen lehren lassen, wovon jetzt Heinrich den ersten nützlichen Gebrauch machte.

Schrecken hatte das Fräulein ihrer Sinne beraubt; unfähig mit dem Wasser zu kämpfen, würde sie bald die Beute desselben geworden seyn, wenn sie nicht ihr Gewand einige Augenblicke empor gehalten hätte. Diese kurze Zeit war für Heinrichen lang genug, die Ohnmächtige zu erhaschen und, von Wernern unterstützt, das steile Ufer glücklich mit

ihr hinan zu klimmen. Er rieb ihre Schläfe, vereinigte sich überhaupt mit ihrer Zofe, die schöne Ohnmächtige in das Leben zurück zu rufen, und sahe bald von diesen Bemühungen den glücklichsten Erfolg.

Das reizende Fräulein schlug ihr großes blaues Auge wieder auf; Heinrich glaubte die Sonne zu sehen, wie sie aus den Wolken wieder hervortritt. Von dem Mädchen der Aufgelebten hatte er indessen gehört, daß sie auf das Schlos seines Schwagers wollten. Er versprach sie dahin zu geleiten, glaubte aber, daß das Fräulein zuvor ihrer nassen Kleider entledigt werden müste.

Jungfrau — sprach er zu der Zofe — Ihr habt ja wohl in Euerm Anzuge etwas Entbehrliches, das Ihr indessen Eurer Gebieterin lehnen könnt, denn es mögte ihrer Gesundheit schädlich seyn, wenn Ihr sie so lange in ihren nassen Kleidern lassen wolltet, bis wir sie zu meiner Schwester, der Gräfin zu Katzenellenbogen, bringen.

Die edle Gräfin von Katzenellenbogen ist Eure Schwester, würdiger Herr — rief die Zofe verwundert aus — Ihr seyd der Hauskomthur zu Marienburg?

So ist es — sprach Heinrich — doch lasset uns jetzt nicht zögern! Bald bin ich wieder bei Euch, und dann mag mein Mantel bei Euerm edeln Fräulein ersetzen, was ihr an Kleidern abgehen mögte.

Heinrich entfernte sich mit seinen Dienern, von welchen einer unterdessen den scheuen Zelter des Fräuleins aufgehalten hatte. Hinter einem Bu-

sche kleidete Heinrich sich um; hinter einem andern entkleidete die Zofe ihr Fräulein, um sie dann wieder mit einem Rocke von sich und ihrem Oberkleide nothdürftig zu bedecken. Heinrich kam wieder zurück, sobald die Zofe die Umkleidung ihres Fräuleins vollendet hatte.

Das Fräulein fürchtete sich, ihr wildes Ros wieder zu besteigen, war auch zu kraftlos hierzu. Da sie nun noch weniger im Stande war zu gehen, erbot sich Heinrich, sie den kleinen Weg, den sie noch übrig hatten, zu tragen. Beschämt über ihren jetzigen Anzug, weigerte das erröthende Fräulein sich lange, dieses Erbieten anzunehmen, genöthigt von ihrer Kraftlosigkeit geschah es aber zuletzt. Nun nahm sie Heinrich auf seinen Arm, schlug seinen Mantel um sie, um sie von dem Froste zu erwärmen, der ihre Glieder durchschütterte. Er bat sie, ihre Arme um seinen Nacken zu schlingen, damit sie sich fest halten könnte, und eilte nun mit seiner schönen Bürde hastig den Berg hinauf nach dem Schlosse seines Schwagers.

Er hatte diesen nicht vorher von seiner Ankunft benachrichtigt, und um ihn mit seiner Familie, noch mehr freudig zu überraschen, befahl er seinen Begleitern, am Fuße des Berges zurückzubleiben. Das Fräulein hatte ihm unterdessen gesagt, daß sie Mechtild von Rabenau hieße. Die Burgpforte wurde ihm geöffnet, sobald er diesen Namen nannte, ohne daß er erst nöthig gehabt hätte, auch den seinigen anzugeben. Mechtild bat einem der

Knechte, die sie im Schloshofe sahe, den beiden Gräfinnen, von denen sie voraus wuste, wie heftig sie über der Art ihrer Erscheinung erschrecken würden, Nachricht von ihrem Unglück zu geben, ihnen aber auch zugleich zu sagen, daß sie ohne Sorgen um sie seyn mögte, weil ein vorübergehendes Schrecken die einzige Folge desselben gewesen wäre.

Durch die schleunige Entledigung dieses Auftrags zog der Knecht beide Gräfinnen aus ihrem Zimmer, bis an die Stiegen des Schlosses, die jetzt Heinrich mit dem Fräulein keuchend herauf kam. In den Blicken der Gräfinnen mahlte sich Besorgnis für ihre Freundin, und die Furcht: daß sie ihnen vielleicht ihren wahren Zustand verhehlt haben mögte. Beruhigt Euch edle Frauen — rief Heinrich, der dieses bemerkte, ihnen zu — denn ich hoffe, das Fräulein von Rabenau wird sich vollkommen wohl befinden, wenn sie sich nur von ihrem Schrecken ein wenig erholt hat. Heinrich trug das Fräulein in ein Zimmer, das ihm Frau Irmengard zeigte, wo er sie auf ein Lotterbett legte. Das hohe Roth der sittigen Mechtild färbte sich noch höher, über den Zustand ihrer Bekleidung, den jetzt Heinrichs Mantel nicht mehr verbarg. Auch die junge Ida von Katzenellenbogen erröthete, da sie ihre halb entblößte Freundin sahe, und dann auf Heinrichen und auf die Knappen blickte, die sich im Zimmer befanden. Diesen winkte sie, sich zu entfernen, jenen ergriff sie beim Arme und führte ihn in ein anderes Zimmer, wo

sich ihre Brüder befanden. Sie bat Heinrichen, bei diesen zu verweilen, ihr aber zu verzeihen, daß sie ihn sogleich wieder verließe; um zu ihrer Freundin zu gehen.

Auf dem Wege nach dem Schlosse hatte Mechtild Heinrichen nach seinen Namen gefragt, den sie nicht hörte, als er ihn kurz vorher ihrer Zofe nannte. Sie glaubte, Frau Irmengard würde ihren Bruder, von dem sie so oft und mit so viel Wärme sprach, sogleich erkennen, allein der fünf und dreißigjährige Mann hatte freilich nicht mehr ganz die Züge des achtzehnjährigen Jünglings, als welchen Irmengard ihren Bruder zuletzt gesehen hatte. Heinrich hatte ihr wohl einmahl geschrieben, daß er sie besuchen wollte, aber keine Zeit bestimmt; und sie konnte in dem Retter ihrer lieben Mechtild nicht leicht ihren Bruder ahnden, wenn schon das Ordenskreuz auf seinen Mantel eine solche Vermuthung hätte hervorbringen können. In Hessen waren die Ritter des deutschen Ordens nicht selten, und Irmengard hatte vielleicht Heinrichs Ordenskreuz gar nicht bemerkt, weil Mechtild ihre Aufmerksamkeit allein fesselte.

Sobald Ida aus dem Zimmer ihrer Brüder zurückkam, schlos sie schnell eine Truhe auf, holte ihrer Freundin Wäsche und Kleider heraus, und machte ihr nun hastig hundert Fragen, die alle entweder ihr Befinden oder die Ursache ihres Unglücks zum Gegenstande hatten.

Alles, liebe Ida — sprach Mechtild — alles sollst Du wissen, nur gedulde Dich ein wenig damit. Ueberlasse mich meinem Mädchen, und opfere der Sorgfalt für Deine Freundin nicht eine Freude auf, die Deine edle Mutter und Dich erwartet, ohne daß Ihr es vermuthet. Sagt, ich bitte Euch, habt Ihr den Ritter, der mich den Fluthen entris, nicht genau betrachtet, und fandet Ihr, Frau Gräfin, in seinen Zügen nicht etwas von einen lieben Bekannten?

Was sagt Ihr Fräulein — rief Frau Irmengard — sollte dieser Ritter vielleicht mein Bruder seyn?

Er ist es — sprach Mechtild — Eilt, den edeln, würdigen Herrn zu umarmen!

Indem sie noch sprach, flog Irmengard schon durch die Thür nach dem Zimmer, worin sich Heinrich mit ihren Söhnen befand. Auch Ida folgte ihr nach, rief aber vorher eine Kammerfrau, der sie befahl, es ihr ja gleich zu melden, wenn ihrer Freundin etwas zustoßen sollte.

Die ersten Augenblicke des Wiedersehens Heinrichs und seiner Schwester waren leer von Worten, aber reich an Ausdruck. Graf Johann wurde herbei gerufen, worauf die Freude laut und allgemein wurde. Am lebhaftesten regte sie sich in der Brust Wilhelms, des jüngern Sohnes des Grafen von Katzenellenbogen, den sein Vater für den deutschen Orden bestimmt und ihm gesagt hatte, daß er mit seinem Oheim, wenn er nach Deutschland käme,

gen Preußen ziehen sollte. Mit ungeduldiger Sehnsucht hatte der feurige siebzehnjährige Jüngling diesem Zeitpunkte schon längst entgegen gesehen; wie unaussprechlich muste also nicht seine Freude seyn, da die Erfüllung des lange genährten Wunsches nun endlich heran rückte!

Man machte sich gegenseitig eine Menge von Fragen; wollte einander tausenderlei erzählen, und erzählte sich, genau genommen, nichts, weil man, wie dies in den ersten Augenblicken zu geschehen pflegt, von einem Gegenstand auf den andern kam, ohne sich bei einen lange genug zu verweilen. Ida war die erste, die sich aus dem freudigen Zirkel losriß, und zu ihrer Freundin eilte, bei der sie sich entschuldigte, daß sie ihrer beinahe vergessen hätte.

Mechtild, die ihr dies sehr gern verzieh, erzählte ihr nun die Geschichte ihres Unfalls, wurde auch nicht böse, als Ida über ihre Furcht lächelte. Mechtild hatte sich von ihrem Schrecken gröstentheils wieder erholt, zwar fühlte sie noch Mattigkeit und Lähmung in den Gliedern, aber der Hausarzt des Grafen, den Ida herbeirufen lies, sagte ihr, daß sie deswegen unbekümmert und versichert seyn mögte, daß die Arzneien, die er ihr brachte, dieses kleine Uebel bald heben würden. Mechtild konnte mit ihrer Freundin in das Zimmer gehen, wo Heinrich, Irmengard und die Uebrigen waren; ehe wir sie aber hier einführen, wollen wir unsern Leser in einigen Worten nähere Nachricht von ihr geben.

Mechtild von Rabenau war die Erbtochter eines reichen Bannerherrn, des mächtigsten unter den Lehnsleuten des Grafen von Katzenellenbogen. Graf Johann und Herr Friedrich von Rabenau waren mit einander aufgewachsen; ihre Freundschaft, die nie einen Wechsel erlitt, pflanzte sich auch auf ihre Töchter fort. Mechtild war neunzehn, Ida sechzehn Jahr, ungeachtet dieses kleinen Unterschieds an Jahren waren sie aber von Kindheit an die zärtlichsten Freundinnen gewesen. Ihre Vertraulichkeit setzte sich mit Vergunst des Grafen, über das Ceremoniel hinweg, das auch die Tochter des mächtigsten Vasallen gegen das Fräulein ihres Lehnsherrn zu beobachten pflegt. Gegenseitig behandelten sie sich als Schwestern, und Graf Johann begegnete nebst seiner Gemahlin Mechtilden wie ihrer Tochter; eine Auszeichnung, welcher Mechtild gewiß nicht unwürdig war.

Das Fräulein von Rabenau war vielleicht eine der ersten Schönheiten ihres Zeitalters; und Jeder, der Gelegenheit hatte, sie näher kennen zu lernen, bemerkte, daß die Trefflichkeit, die Vorzüge ihres Geistes und Herzens ihre körperlichen Reize, wo nicht übertrafen, doch wenigstens ihnen gleich kamen. Durch sie hatte sie sich besonders die Liebe des Grafen von Katzenellenbogen und seiner Gemahlin erworben und sich würdig gemacht, die stete Gesellschafterin ihrer Tochter zu seyn. Ida und Mechtild waren beinahe unzertrennlich.

Die Schlösser ihrer Väter lagen nicht weit von einander. Fast täglich besuchten sie sich, und oft blieb Mechtild wochenlang zu Katzenellenbogen.

Schon hatten viele Ritter, auch Grafen und Herrn um die Hand der schönen und reichen Mechtild sich beworben, noch hatte aber sie selbst so wenig wie ihr Vater einen unter ihnen begünstigt. Das Herz Mechtildens war noch frei geblieben, und Herr Friedrich von Rabenau hatte seine Ursachen, mit der Vermählung seiner geliebten Tochter nicht zu eilen. Er war einer von den wenigen Reichen, die bei der Verheirathung ihrer Kinder nicht auf die Vermehrung des Mammons, den sie auf sie vererben, sondern allein auf das Glück derselben sehen. Er hatte diese Gesinnungen oft gegen die Gräfin Irmengard geäußert, die hierdurch auf einen Einfall gebracht wurde, der von der Liebe für ihren Bruder und dem Gefühle des Glückes, das sie in ihrer Ehe gefunden hatte, seinen Ursprung nahm.

Die Ehe Irmengards und Johanns von Katzenellenbogen war eine der glücklichsten; ein Erzeugnis gegenseitiger Liebe. Frau Irmengard glaubte, daß jedes andere Erdenglück dem Glücke der Liebe nachstehen müsse. Diese Ueberzeugung führte den Gedanken herbei: ihren geliebten Bruder ein ähnliches Glück zu verschaffen; und an ihn schlos sich der Einfall, ihn mit Mechtilden von Rabenau zu vermählen, als Irmengard dieses Fräu-

lein, unter ihrer Pflege, zu einem der trefflichsten Mädchen heran blühen sahe.

Die Gräfin war mit dem Herrn von Rabenau zu vertraut, um ihm ihren Einfall nicht mitzutheilen, und Herr Friedrich, der, ohne Rücksicht auf Reichthum, für seine Tochter einen solchen Gemahl suchte, der sie so glücklich machen könnte, als er es wünschte, hoffte in dem Ritter Heinrich von Plauen einen solchen Mann zu finden. Er kannte Irmengardens mütterliche Liebe für seine Tochter, die ihr sicher nicht erlauben würde, ihre Vermählung mit Heinrichen zu wünschen, wenn durch sie Mechtildens Glück nicht gewis gegründet werden würde. Ueber dies hatte sie ihm viel Gutes von Heinrichen erzählt, ehe sie noch den Plan haben konnte, den sie ihn jetzt entdeckte, wodurch Friedrich mit Achtung für den Bruder seiner Gräfin erfüllt wurde, und nicht zweifelte, Mechtild würde an seiner Seite das vollkommenste Glück der Ehe finden.

Er hatte der Gräfin versprochen, seine Tochter nicht eher zu verloben, bis der Hauskomthur von Marienburg nach Katzenellenbogen gekommen wäre, wo Irmengard hoffte, ihn, mit Hülfe der Reize der schönen Mechtild, leicht dahin zu bringen, daß er sich von dem heiligen Vater zu Rom von seinem Gelübde entbinden ließe.

Mechtild selbst wuste nichts von diesem Plane, weil ihr weder ihr Vater noch die Gräfin etwas davon entdeckt hatte; auch Ida war mit demselben

unbekannt. — So viel jetzt von Mechtilden und den Beschlüssen über sie.

Ohne etwas von dem allen zu ahnden, sas das schöne Fräulein von Rabenau im Zimmer ihres Grafen, und hörte den Erzählungen des Hauskomthurs von Marienburg zu. Beinahe unverwandt ruhten ihre Blicke auf ihm; der Ausdruck des Gefallens an seinen Erzählungen und des Dankes für den wichtigen Dienst, den er ihr geleistet hatte, lag darin gleich unverkenntlich. Wir wollen Euch, liebe Leser! von dem, was die Versammleten sprachen, nur dasjenige wiederholen, was für die Geschichte unseres Helden wichtig ist, und werden Euch daher von den Gesprächen des heutigen Tages wenig mittheilen.

Was mir meine gute Mutter von Euch sagte — sprach einst Ida zu ihrem Oheim — forderte mich zur Liebe und Ehrerbietung gegen Euch auf, aber gewis, mein Oheim, Ihr seyd mir jetzt noch theurer, weil Ihr der Retter meiner Freundin geworden seyd. Aber auf dich Mädchen — wendete sie sich dann zu Mechtilden — mögte ich fast böse seyn, daß Du meinem guten Oheim nicht dankest.

Wenn meine Ida die Grötze meines Dankes messen könnte — erwiderte Mechtild mit Nachdruk — so würde sie nicht verlangen, daß ich ihn wörtlich ausdrücken sollte.

Ja Worte sagen wenig — fuhr Ida fort — ich meine aber auch, daß du Handlungen solltest

sprechen lassen. Sieh, wenn ich zu Dir komme, und Du dankst mir in einer Umarmung dafür: so fühle ich an der Wärme Deines Kusses, daß Dir Dein Dank von Herzen geht, und mein Oheim wird es gewiß auch fühlen. Komm liebe Mechtild, danke ihm!

Indem sie dies sprach, stand sie auf, zog Mechtilden mit sich fort zu Heinrichen, und sprach nun weiter!

Nun must Du Deine Arme um meinen Oheim schlingen, und ihn noch wärmer küssen, wie mich, wenn ich lange nicht bei Dir war, denn was er an Dir that, ist größern Dankes werth, als mein Besuch. Du zauderst Mädchen, Dein Dank ist lau?

Nein er ist heiß — umschlang das erröthende Fräulein den Komthur, der beinahe nicht minder verlegen war, wie sie, küste ihn feurig, und rief aus — Mechtild dankt Euch, würdiger Herr, so gut sie es vermag!

Besser als ich es verdiente — stotterte Heinrich — denn Ihr vergesset Fräulein, daß Euch der Unfall, bei welchem ich Euch zu Hülfe kam, ohne meine Dazwischenkunft gar nicht würde betroffen haben.

Gewiß — erwiderte Mechtild — es war nicht Eure Schuld, daß ich Thörin an Euch und Euern Begleitern das Ordenskreuz nicht bemerkte, und Euch für Räuber hielt.

Ein Fräulein von solcher Schönheit wie Ihr — entgegenete Heinrich — kann in Unbekannten leicht Räuber fürchten, vorzüglich wenn sich so vie-

le Zufälle wie heut vereinigen, diese Furcht herbei zu führen.

Nun lieber Oheim — sagte Ida — ist der Dank meiner Freundin herzlich und warm?

Wärmer — antwortete Heinrich — als die Handlung, durch die ich ihn gewann, ihn verdient.

Das kann er kaum — sprach Ida — denn Rettung des Lebens, dünkt mich, verdient den wärmsten.

Dieses ganze Benehmen des Fräuleins von Katzenellenbogen paste so trefflich in den Plan ihrer Mutter, daß sie es bei der genauesten Bekanntschaft mit demselben nicht weislicher hätte einrichten können. Frau Irmengard kannte die Gewalt der Sinnlichkeit, und glaubte sie zu der Erreichung ihrer Absicht besonders nothwendig, weil sie voraus sahe, daß ihr Bruder der Liebe widerstreben würde, und deshalb noch größere Aufforderung dazu bedürfe, als andere Menschenkinder.

Ueberhaupt machte sich Frau Irmengard die besten Hoffnungen, ihre Absicht erfüllt zu sehen, weil sich der Zufall schon günstig für sie bewiesen hatte. Mit Recht konnte sie erwarten, daß nun Mechtild, ohne es selbst zu wissen, an ihrem Plane mit arbeiten und Heinrichen entgegen kommen würde. Sein Ordenskreuz hätte sie leicht von ihm zurückschrecken können, dies war aber nun nicht mehr zu befürchten, da Mechtild von der Dankbarkeit zu ihm hingezogen wurde.

Aus diesem Gefühle kann eben so leicht Liebe erwachsen, als aus Mitleid oder Freundschaft, wenn wir den Gegenstand, der uns dazu auffordert, unserer Liebe nicht unwürdig finden. Irmengard glaubte sich fest überzeugt, daß ihr Bruder Mechtildens Achtung gewinnen würde, die sie dann, mit ihrer Dankbarkeit verbunden, als Mutter der Liebe zu sehen hoffte.

Erst gegen Mitternacht schied Heinrich von seinen Verwandten, um sich zur Ruhe zu begeben, und nun bewies es sich, welchen tiefen Eindruck Mechtildens Schöne auf seine Sinne gemacht hatte. Erinnert Euch, liebe Leser! daß er das reizende Mädchen so leicht bekleidet in seinen Armen getragen hatte, daß sein Blick, sein Gefühl mancherlei Reize bemerken konnte, die der volle Anzug dem Auge neidisch verbirgt; erinnert Euch des Dankes, den Mechtild, von Ida aufgefordert, Heinrichen zollte — und Ihr werdet es dem geistlichen Ritter gewiß verzeihen, daß seine Sinne in einen Aufruhr gesetzt wurden, von dem Heinrich in der ganzen Reihe seiner Jahre noch kein Beispiel erlebt hatte. Aehnlich mit seinen jetzigen Empfindungen waren zwar wohl die Gefühle, die einst Zimburgis in ihm aufreizte, aber diese hatten größtentheils nur auf den Körper gewirkt, die jetzigen bewiesen sich auch mächtig auf die Seele.

Bekanntlich war Heinrich wider Zimburgis eingenommen, ehe er mit ihr in nähere Verbindung

kam; bei Mechtilden vereinigte sich hingegen alles, ihn für sie einzunehmen.

Mit steter Rücksicht auf ihren Plan war Frau Irmengard heut immer bemüht gewesen, Mechtildens Vorzüge ihrem Bruder früher in ein helleres Licht zu setzen, als sie sich vor ihm würden entwickelt haben, wenn Irmengard diese Mühe sich nicht gegeben hätte. Durch ihre Vermittelung konnte er manchen tiefen Blick in Mechtildens schönes, gefühlvolles Herz thun; auch veroffenbarte sich ihm ihr heller Verstand auf diese Weise schneller, als es außerdem würde geschehen seyn, denn weit entfernt glänzen zu wollen, verbarg die bescheidene Mechtilde vielmehr ihre Vorzüge.

Durch dies alles war Heinrich so weit gebracht worden, daß ihm das liebliche Bild der reizenden Mechtild lange vorschwebte, ehe er die Ruhe finden konnte, zu welcher sein weiches Lager ihn einlud. Als er endlich entschlafen war, gaukelten ihm Träume alle die Scene wieder vor, die er in der Dauer des verflossenen Tages mit Mechtilden gespielt hatte. Er erwachte; sein erster Gedanke war Mechtild; Erkundigung nach ihrem Befinden die erste Frage an den Knappen seines Schwagers, als dieser leise in sein Zimmer trat, um zu sehen, ob er erwacht wäre.

Ohne uns bei jedem einzelnen kleinen Umstande zu verweilen, sey es genug Euch, theure Leser!

nur im Allgemeinen zu sagen, daß die Gräfin von Katzenellenbogen mit der Art, wie Heinrich und Mechtild sich gegenseitig benahmen, sehr wohl zufrieden war. Sie bemerkte, daß der Eindruck tiefer wurde, den Mechtild gleich des ersten Tages auf Heinrichen gemacht hatte; daß auch die Geneigtheit gegen ihn zeigte, die sich vielleicht noch deutlicher würde geäußert haben, wenn sie gewust hätte, daß das Ordenskreuz auf Heinrichs Mantel kein Hindernis der größern Wärme ihrer Empfindungen gegen ihn wäre.

Der Herr von Rabenau, der während Heinrichs Anwesenheit öfters nach Katzenellenbogen kam, oder von ihm und dem Grafen auf seinem Schlosse auch wohl in seinem Wildbann heimgesucht wurde, fand in dem Schwager seines Grafen ganz den Mann, den er sich in ihm vorgestellt hatte, und freuete sich der Versicherung, die ihm Frau Irmengard von den gegenseitigen Gesinnungen Heinrichs und Mechtildens gab. Seine eigenen Bemerkungen stimmten damit überein, und er würde es seiner Tochter schon gesagt haben, daß sein Wille mit dem geheimen Wunsche ihres Herzens zusammenträfe, wenn ihn nicht die Gräfin, aus Besorgnis für die Ruhe des guten Mädchens, gebeten hätte, noch davon zu schweigen.

Bei aller guten Hoffnung, die sich Frau Irmengard von dem Gelingen ihres Planes machte, stiegen dennoch zuweilen Zweifel in ihr empor, zu welchen sie durch Heinrichs Reden veranlast wurde.

Unerschöpflich war Heinrich in dem Ruhme des verstorbenen Hochmeisters Konrads von Wallenrod, und er rechnete es ihm — vielleicht ein wenig schwärmerisch — zu einem der grösten seiner Verdienste an, daß er, aus Liebe für den deutschen Orden, die Hand der schönen Gräfin von Habsburg ausgeschlagen hatte.

Irmengard bemerkte wohl, daß ihr Bruder in den ersten Tagen seines Aufenthaltes bei ihr, diese That Konrads mit größerer Wärme rühmte, als es späterhin geschahe, und schlos ganz richtig, daß diese Veränderung keinen andern Grund hätte als das Gefühl Heinrichs: ein liebenswürdiges Mädchen wäre doch wohl werth, daß man ihr zu Liebe das Ordenskreuz der Marianer ablegte; allein diese Bemerkung konnte sie wegen ihrer Zweifel nicht beruhigen, weil sie die Festigkeit des Charakters ihres Bruders kannte. Sie wuste, daß er sich Konraden von Wallenrod zum Muster gewählt hatte; daß er jedes Gelübde für unauflöslich hielt, und konnte sich nur dann Erschütterung seiner Festigkeit versprechen, wenn Liebe mächtig genug in ihm würde, ihre Allgewalt über alles andere zu beweisen.

Sie hoffte, daß sie diesen hohen Grad erreichen würde, denn sie unterlies nicht, ihr Nahrung zu geben, indem sie Mechtildens Vorzüge oft aus einander setzte. Auch sahe sie die Aeußerung von dem Danke Mechtildens immer wärmer werden, und erwartete davon die glücklichsten Folgen. Nur

gefiel ihr die finstere Laune Heinrichs nicht, weil diese einen Kampf in seinem Innern verrieth, wovon der Ausgang freilich ungewis war, ob schon Irmengard hoffte, daß er nach ihrem Wunsche würde entschieden werden.

Vier Wochen hatte sich Heinrich zu Katzenellenbogen befunden, als er einst in das Zimmer seiner Schwester trat, und sie bat, ihn in ein anderes zu begleiten, im geheim etwas mit ihr zu sprechen. Die Ursache, die Irmengard in seiner Miene las, machte sie besorgt, eine Nachricht von ihm zu hören, die ihre Zweifel an der glücklichen Vollendung ihres unternommenen Planes bestätigen würde, doch folgte sie ihm, nicht ohne Hoffnung: den Entschlus, der vielleicht in seinem Busen reifen mögte, zu erschüttern, und einen andern an seine Stelle zu setzen.

Mein Wille war — begann Heinrich, als er sich mit ihr allein befand — noch eine oder zwey Wochen bei Dir, liebe Schwester, zu verweilen, ich muß Dich aber früher verlassen; muß, so schwer es mir auch wird, morgen schon von Dir scheiden.

Du must — fragte Irmengard erschrocken — Hast Du Befehl von dem Hochmeister erhalten?

Heinrich. Nein; aber Pflicht befiehlt es mir, und die Befehle derselben sind mir nicht weniger heilig als der Wille meines Obern.

Irmengard. Ich errathe Dich nicht, mein Bruder.

Heinrich. Ich glaube vielmehr, daß Du mich nicht errathen willst, denn unmöglich kann es Dir verborgen seyn, was einen Entschlus in mir hervor brachte, den nichts erschüttern kann, so wie ihn nichts erschüttern darf, wenn ich meine Ruhe nicht verscherzen will. Doch nicht Rücksicht auf diese allein befiehlt mir, mich loszureißen; Sorgfalt für die Ruhe eines guten würdigen Mädchens will es ebenfalls. O hinweg, Schwester, mit diesem Blicke, als ob Du mich noch immer nicht verständest; denn es kann Dir nicht entgangen seyn, welchen Eindruck das Fräulein von Rabenau auf mich gemacht hat, so wie Du gewiß auch bemerktest, daß Ihr Dank gegen mich eine Wärme erhalten hat, die dem trefflichen Mädchen leicht gefährlich werden könnte, wenn ich nicht ihr Wachsthum durch schleunige Flucht von hier verhindere.

Irmengard. Ja, mein Bruder, ich bemerkte dies beides, finde aber darin keinen Grund, warum Du uns so schnell verlassen wolltest.

Heinrich. Den findest Du nicht? Schwester Du bist mir unbegreiflich!

Irmengard. Du wirst mich sehr leicht begreifen, wenn Du mich gehört hast. Nicht wahr, mein Bruder, der Entschlus: von uns zu scheiden; kostete Dich viele Ueberwindung, und Du wünschest noch länger bleiben zu können?

Heinrich. (verlegen.) Eine Frage, die Du Dir leicht beantworten kannst, da Du meine Liebe für Dich in ihrem ganzen Umfange kennst.

Irmengard. (lächelnd.) Still, Bruder, Aufrichtigkeit verdient Erwiederung. Ich verstelle mich nicht gegen Dich, handele Du auch so, und gestehe mir es immer, daß Dir vorzüglich Mechtild das Scheiden von Katzenellenbogen erschweret.

Heinrich. Und wenn ich Dir dies gestände?

Irmengard. So würde ich Dir rathen, uns nicht zu verlassen, sondern immer da zu bleiben; und voll des gewissen Vertrauens: keine Fehlbitte zu thun, den Herrn von Rabenau um die Hand seiner holden Tochter zu bitten.

Heinrich. Welcher Gedanke!

Irmengard. Schwesterliche Liebe und der Wunsch: Dir wahres Glück zu bereiten; gaben ihm seine Entstehung. Du bist gewiß, nach Deiner Zurückkunft nach Marienburg eine der höchsten Würden im Orden zu erhalten, aber denke Dich selbst als Hochmeister; rufe Dir alles Gute und Angenehme, daß Dir in dieser Lage begegnen könnte, in Deine Einbildungskraft; und prüfe Dich dann, ob dies Alles Ersatz für das Glück seyn könnte, das sich Dir hier darbietet, und welchem Du entfliehen willst. Glaube Deiner Schwester, die aus Erfahrung spricht, daß hienieden für den Menschen kein größeres Glück ist, als am Arme des geliebten Gatten oder der geliebten Gattin daher zu wandeln, und hoffnungsvolle Kinder, Pfänder gegenseitiger Liebe, unter sorgsamer Pflege, zu guten Menschen aufwachsen zu sehn.

Heinrich. (seufzend.) O Schwester, mahle mir nicht Scenen vor, davon ich in Katzenellenbogen so viele sahe, und die wirklich zuweilen den Wunsch in mir hervor riefen: kein geistlicher Ritter zu seyn.

Irmengard. Und doch könntest Du ein solcher bleiben wollen? Nein, Bruder, handle weise; stoß das Glück nicht von Dir hinweg, zu dem Du eingeladen wirst! Der Hochmeister des deutschen Ordens, oder auch der Ordenstreßler steht auf der politischen Rangleiter freilich höher, wie der Herr von Rabenau, kann aber wohl politische Größe unser Glück bestimmen. Scheinglück ist alles, was Du in Deinem bekreuzten Mantel erringen kannst, wahres Glück würdest Du aber als Mechtildens Gatte finden. Durch sie würde Dir an Glücksgütern noch mehr, als der Mäßige bedarf, denn Du erhieltest Besitzungen, die Du Deinem Bruder für sein Erbe vielleicht nicht vertauschen mögtest.

Heinrich. (feierlich.) Wahrlich diese reizen mich nicht, aber auch Mechtild soll mich, bei aller ihrer Trefflichkeit, nicht reizen, denn ewige Schmach wäre es für den Nacheiferer des großen Konrads von Wallenrod, wenn er so weit hinter ihm zurück bliebe; wenn er als reifer Mann einen Sieg nicht zu erkämpfen vermögte, zu welchem jener schon als Jüngling stark genug war. Nein alle meine Brüder müsten mich verachten, die ganze Welt mich verhöhnen, wenn ich Dir folgen wollte, und was würde mein Freund, der edle Konrad von Jungin-

gen sagen; Konrad, der lieber sein Leben früher endigen, als mit einem Weibe vertraulichen Umgang haben will *).

Irmengard. In Wahrheit, ich hätte nicht geglaubt, daß Hirngespinste solche Macht über meinen Bruder haben würden.

Heinrich. Nein, Schwester, dies sind keine Hirngespinste; wenn sie es aber auch wären: so verbeut mir doch mein Gelübde, nach dem Rathe zu handeln, denn Du mir, mit Unrecht, obwohl aus guten Absichten, gibst.

Irmengard. Von diesem Gelübde entbindet Dich der Pabst für einige Goldstücke.

Heinrich. Er kann es nicht, denn er ist ein Mensch, wie ich, der nur unbefugt in Gottes Rechte greift, auf Kosten schwacher Brüder seinen Sekel zu füllen. Doch genug, Schwester! Du kennst meinen Entschluß, bist aber auch die Einzige, die seine Veranlassung erfährt. Gegen alle Andere gebe ich einen Befehl des Hochmeisters vor, wozu ich, da heut ein Ordensknecht aus Marburg zu mir kam, gute Gelegenheit erhalten habe.

Heinrich eilte so schnell aus dem Zimmer seiner Schwester, daß sie ihn nicht zurückhalten konnte, und bald war das ganze Schlos Katzenellenbogen in Bewegung über die schnelle Abreise des Hauskomthurs zu Marienburg, der sich allen Bewohnern

*) Dieser war dem Hochmeister von den Aerzten, zum Besten seiner Gesundheit, gerathen worden.

des Schlosses, in dem er jetzt herbergte, werth gemacht hatte. Daß Mechtild unter Allen die Traurigste war, bedarf wohl keiner Erwähnung, denn obgleich das gute Mädchen ihre Empfindungen für Heinrichen noch nicht bei den richtigen Namen zu nennen wuste, so fühlte sie sich doch traurig im höchsten Grade, von dem Retter ihres Lebens, der sich ihr auch überhaupt als ein Mann gezeigt hatte, der der höchsten Achtung würdig war, sich trennen zu müssen.

Alle vereinigten sich, ihn zu vermögen, daß er noch länger bleiben mögte, aber Heinrich gab seinen Knechten Befehl, sich mit der Morgendämmerung zum Aufbruche bereit zu halten. Den heftigsten Sturm auf ihn machten Ida und Mechtild. Die unerfahrne, immer fröhliche Ida, die von dem wahren Verhältnisse ihres Oheims mit Mechtilden nichts ahndete, führte diese hin zu Heinrichen, und forderte sie auf, ihre Bitten mit den ihrigen zu vereinigen, damit er noch länger bleiben mögte. Beide umschlangen Heinrichen; Ida küste ihn und beschwor ihn, mit süßen Worten, noch länger zu verweilen, Mechtild aber stand stumm und unbewegt, in ihren Blicken mahlte sich Trauer.

O du must reden, Mädchen — sprach jetzt Ida — So bittet man nicht. Must es machen wie ich!

Von ihrem Herzen vielleicht noch stärker aufgefordert, als von ihrer Freundin, schlang sich jetzt Mechtild fester um Heinrichen. Thränen quollen in ihre Augen, und indem sie ihn küste, stammelte sie: Erhalter meines Lebens bleib noch länger!

Ich bliebe, gute Mechtild, aber ich darf nicht — erwiederte Heinrich stockend, küßte die Thränen hinweg, die ihm flossen, benetzte dabei Mechtildens glühende Wangen mit den seinigen, und wand sich dann sanft aus den Armen der beiden Mädchen, weil er fühlte, daß noch einige ähnliche Bitten von Mechtilden seinen Entschluß zertrümmern würden. Er eilte hinaus, Irmengard ihm nach, noch einmahl ihre ganze Beredsamkeit in Bewegung zu setzen; aber auch von ihr ris Heinrich sich bald los, und bat sie, zu schweigen und seiner Ruhe zu schonen.

Willst Du — setzte er hinzu — mit Deinem Gemahle und Deinen Kindern nach Plauen kommen; so könnte ich Eurer noch länger genießen; so schnell wie von hier würdest Du mich aber von Plauen verjagen, wenn Du Mechtilden mit Dir brächtest, oder nur Versuche machtest, meinen unerschütterlichen Entschluß, in Absicht ihrer, zu verändern.

Unmuthig, daß der Plan, dessen Erfindung ihr so viele Freude gemacht hatte, mislungen war, schwieg Frau Irmengard, versprach auch Mechtilden nicht mit sich nach Plauen zu bringen, wohin sie einen Tag später als Heinrich abreisen wollte.

Auf die Bitten seiner Freunde hatte Heinrich versprochen, das Schlos erst nach dem Morgenimbis zu verlassen, im geheim aber Anstalten gemacht, fürder zu ziehen, wenn der Morgen kaum herandämmerte, und seine Schwester mit ihren Kindern

und Mechtilden noch im tiefen Schlafe läge. Besonders wegen der letztern wollte er keinen Abschied nehmen, entdeckte sich deshalb seinen Schwager, der sich mit ihm zur Ausführung seines Planes verband, ihm auch die Versicherung gab, seine Tochter zurück zu lassen, wenn er nach Plauen kommen würde. Heinrich wünschte dies aus doppelten Gründen, denn er glaubte, daß Mechtild Trost und Aufheiterung bedürfen mögte, und fürchtete zugleich: die unbefangene Ida würde ihm, wenn sie nach Plauen käme, mehr von ihrer Freundin sagen, als seiner Ruhe zuträglich wäre.

Heinrich reiste ab; der genommenen Abrede gemäß, entschuldigte ihn der Graf von Katzenellenbogen, daß er nicht Abschied genommen hatte, Mechtild schien aber mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden zu seyn. Traurig schlich das arme Mädchen umher; ihr Vater, durch die Gräfin von Allem benachrichtigt, lies den Vorwand einer Unpäslichkeit als Ursache ihrer Veränderung gelten; der Arzt des Grafen verbot dem Fräulein, mit nach Plauen zu reisen, und Ida liebte ihre Freundin zu zärtlich, um nicht ebenfalls auf die Bitte des Herrn von Rabenau und ihrer eigenen Mutter daheim zu bleiben, so sehr sie auch vorher gewünscht hatte, in Mechtildens Gesellschaft die Reise nach Plauen zu machen.

Um zu verhindern, daß Ida nicht heut noch tiefere Blike in das Herz ihrer Freundin thun mögte, als wahrscheinlich bis jetzt geschehen war, nahm der Herr von Rabenau seine Tochter mit sich auf seine Veste, wohin, nach dem Versprechen der Gräfin, Ida des andern Morgens kommen sollte. Frau Irmengard hatte mit dem Bannerherrn bereits von den Mitteln zu der Beruhigung seiner Tochter gesprochen, wir aber schweigen jetzt davon, um ihrer dann erst zu er-

wähnen, wenn wir unsere Leser von den fernern Schicksalen dieses Fräuleins benachrichtigen werden.

Glücklich aber unmuthig langte Heinrich zu Plauen an. Der Sieg, der ihm vielleicht zehn Jahr früher ganz unmöglich würde gewesen seyn, hatte ihn auch jetzt langen und mühsamen Kampf gekostet, und sein Aufenthalt zu Katzenellenbogen war ihm zu einer Quelle von Leiden geworden, die er vorher nicht gekannt hatte. Seinen Bruder schlos er sein Herz auf, wurde von ihm bemitleidet, zugleich aber auch wegen seiner Standhaftigkeit gerühmt, allen Andern aber, die sich über seine Traurigkeit verwunderten, sagte er, daß sie die Folge des Todes des innigsten seiner Freunde wäre, wovon er unlängst aus Preußen Nachricht erhalten hätte.

Dies sagte er auch den beiden jungen Grafen von Katzenellenbogen, die sich wunderten, daß ihr Oheim jetzt nicht mehr so heiter war, wie bei seiner Ankunft auf dem Schlosse ihres Vaters. Besonders war dies in Absicht Wilhelms des jüngern unter ihnen, nöthig, dessen Entschluß: ein deutscher Ritter zu werden; leicht hätte können erschüttert werden, wenn er bemerkt hätte, daß es seinen Oheim gereuete, einer zu seyn.

Nach dem, was Frau Irmengard zu ihrem Bruder von dem häuslichen Glücke sagte, läßt es sich leicht ermessen, daß der Entschluß ihres Gemahls: seinen jüngern Sohn das Gelübde eines geistlichen Ritters ablegen zu lassen, mit ihren Wünschen nicht übereinstimmte. Graf Johann glaubte dies aber dem gemeinschaftlichen Besten seiner Söhne zuträglich, und seine Gemahlin beruhigte sich endlich mit dem Gedancken: daß sich ja Wilhelm durch den Pabst von seinem Gelübde wieder könnte entbinden lassen, wenn einst Liebe Reue über dasselbe hervorbringen sollte.

Die schmerzhafte Erinnerung an Mechtilden verlies Heinrich nicht, ob sich gleich seine Geschwister alle Mühe gaben, ihn aufzuheitern. Er hoffte in den Geschäften zu Marienburg mehr Zerstreuung zu finden, und reiste deshalb früher von Plauen ab, als er Anfangs Willens gewesen war. Heinrich der jüngere Sohn seines Bruders, und Wilhelm von Katzenellenbogen begleiteten ihn; beides Jünglinge, die sich nach dem Ordenskreuze der Marianer mit nicht wenigen Eifer sehnten, wie einst ihr Oheim.

Glücklich kam Heinrich mit seinen Neffen zu Marienburg an, ohne daß ihnen auf der Reise etwas Merkwürdiges begegnet wäre. Der Hochmeister bemerkte bald die Veränderung seines Freundes. Er forschte nach der Ursache derselben, die ihm auch Heinrich nicht verhehlte, und durch dieses offene Geständnis seine Achtung noch mehr gewann.

Heinrich war stark genug gewesen, seine Leidenschaft zu besiegen, doch war dieser Sieg nicht so ganz entscheidend, daß der Gedanke an die reizende Mechtild ihn nicht noch öfters hätte beschäftigen sollen. Heinrich fand in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr nach Preußen keine Arbeit, die seine Aufmerksamkeit so ausschließend an sich fesseln konnte, um ihn darüber Mechtildens vergessen zu lassen. Der alte Treßler lebte noch, und Heinrichs einziges Geschäft war jetzt, seine Zeit der Ausbildung seiner Neffen zu widmen.

Früher als er erwartet hatte, zeigte sich eine Gelegenheit, sie praktisch in der Kriegskunst zu üben, und zugleich in der Zerstreuung und dem Getümmel des Krieges Heilmittel wider den Schmerz zu suchen, der von Mechtilden verursacht, noch an seinem Herzen nagte. Die Sameiten hatten sich wider den Voigt empört, den der Hochmeister über ihr Land gesetzt hatte. Er sendete einen Eilboten mit dieser

Nachricht nach Marienburg, und bat um Verstärkung; die ihm auch sogleich bewilligt wurde. Der Hochmeister gab dem Landmeister von Liefland Befehl, dem Voigt von Sameiten zu Hülfe zu kommen.

Ich wünsche, hochwürdiger Herr — sprach unser Heinrich zu ihm — daß es Euch gefallen mögte, auch mich mit einer Schaar Kriegsvolk nach Sameiten ziehen zu lassen. Vielleicht könnten die Unruhen daselbst in meinem Herzen die Ruhe wieder herstellen, und ich könnte dabei auch sehen, ob meine Neffen die Hoffnung, die ich mir von ihnen mache, erfüllen werden.

Der Hochmeister bewilligte Heinrichs Gesuch; mit seiner Schaar von tausend Rittern und Knechten sendete er ihn nach Sameiten.

Die Bewohner dieses Landes hatten die Empörung gegen die Kreuzherren mit schauderhaften Grausamkeiten angefangen. Wuth und Rache machten auch die Ordensvölker grausam, und bei aller Sorgfalt konnte dies Heinrich auch bei denen nicht verhüten, die er befehligte. Sie verheerten die Felder der Litthauer, verbrannten die Schlösser ihrer Edeln, und tödteten, wen sie darinnen fanden, ohne auf Stand, Alter oder Geschlecht Rücksicht zu nehmen.

Tapfer hielten sich Wilhelm und der jüngere Heinrich, noch mehr als durch ihre Tapferkeit gewannen sie aber die höhere Liebe ihres Oheims, weil sie ihren Abscheu an den Grausamkeiten, von denen sie oft Zeugen seyn musten, ohne sie verhindern zu können, lebhaft bewiesen. Innige Freude machte es ihnen, wenn sie zuweilen von ihrem Oheim abgesendet wurden, dem Wüthen der Krieger auf seinem Befehl Einhalt zu thun.

So wurde einst Wilhelm, auf einem Streifzuge, von seinem Oheim nach einer kleinen Burg gesendet, die er in Flammen sahe, von einer Partei seiner Krie-

ger angezündet. Wilhelms erster Blick, als er den Burghof erreichte, traf auf ein junges Mädchen, das neben einer Frau kniete, die in ihrem Blute schwamm. Die Kleine rief einem Ordensknechte zu: grausamer Christ, tödte auch mich, da Du mir in meiner Mutter alles raubtest.

Schon hob der Knecht sein Schwerdt empor, als Wilhelm ihm zurief: Halt ein Unmensch, oder mein Schwerdt trifft Dich, wenn Du das Deinige wider die Unschuld ziehst!

Vorher schon hatte er den Befehl seines Oheims bekannt gemacht, aber jetzt erst begann man darauf zu achten. Freundlich hob er nun die junge Litthauerin empor, und ermahnte sie, ohne Furcht zu seyn.

Herr — jammerte das Mädchen — Ihr seyd besser, wie diese Mörder, aber wenn Ihr wirkliches Mitleid habt: so bitte ich Euch, lasset mich tödten, denn was soll mir mein Leben, da meine Mutter ermordet, unser kleines Eigenthum zerstört ist.

Hast Du keinen Vater, keine Verwandten? — fragte Wilhelm.

Nein — schluchzte das Mädchen — meine Mutter war mir alles. Ach der Baum ist gefällt, an den die junge Ranke sich anschmiegte!

Sey ruhig, liebes Kind — sprach Wilhelm — und komm mit mir! Ich will Dir einen Vater geben, der Dir Deinen Verlust gewiß wird zu ersetzen suchen.

Es kostete Mühe, die junge Litthauerin von dem Leichname ihrer Mutter hinweg zu reißen, und Wilhelm muste ihr versprechen, wieder mit ihr zurückzukehren, und ihre Mutter zu begraben, ehe sie bewogen werden konnte, ihn zu begleiten.

Verzeiht, lieber Oheim — sprach Wilhelm bei seiner Ankunft zu Heinrichen — daß ich in Euren Namen ein Versprechen gegeben habe, ohne Euch

erst darum zu fragen. Aber ich denke, daß Ihr es gern erfüllen werdet.

Ich errathe Dich — antwortete Heinrich und blickte freundlich das weinende Mädchen an, das Wilhelm an seiner Hand führte — doch sprich! Die Wuth Eurer Untergebenen — fuhr Wilhelm fort — hat dieser armen Kleinen ihre Mutter und Alles, was sie besas, geraubt. Lieber Oheim werdet ihr Vater!

Das will ich, Neffe — rief Heinrich, wendete sich dann zu dem Mädchen und sprach weiter: komm Kleine! Habe Vertrauen zu mir, denn ich will Dir gewiß ein guter, sorgfältiger Vater werden.

Dankbar umarmte Wilhelm seinen Oheim, und freuete sich herzlich, als zwei Tage nachher die gegenseitigen Grausamkeiten zu Sameiten ein Ende nahmen. Die Sameiten unterwarfen sich dem Orden aufs Neue; der Landmeister von Liefland verlies ihr Land, auch Heinrich kehrte wieder zurück nach Marienburg, begleitet von der jungen Litthauerin, die durch Schuldlosigkeit und Aeußerungen der zärtlichsten Liebe für ihre ermordete Mutter, sein Herz so ganz gewann, daß er beschloß, sie bei sich zu behalten, und für ihre Erziehung, wie für ihr künftiges Glück selbst Sorge zu tragen.

Bald nach Heinrichs Heimkehr starb der Treßler des Ordens, der Hochmeister erfüllte sein Versprechen, und setzte unsern Helden an seine Stelle.

Ende des ersten Theils.

LB Coburg

21. 3. 78